



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

SA
6038
57
5

3 2044 036 940 740



SA.6038.57.5

Harvard College Library



COLLECTION ON
SOUTH AMERICA

GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
AND
HIRAM BINGHAM, JR.
OF CAMBRIDGE

Briefe über Brasilien.

1. Sklavenhandel.
 2. Behandlung der Sklaven.
 3. Auswanderung nach Brasilien und
Colonisation daselbst.
-

Frankfurt am Main.

G. G. Sedler'sche Verlags-Buchhandlung.

1857.

SA 6038.57.5



A. C. Coolidge

9:13 Y

Hiram Bingham Jr

J. G. Müller'sche Druckerei in Frankfurt am Main.

Vorwort.

Angeregt durch die in letzter Zeit erschienene Broschüre: „Brasilien von Charles Reybaud“ habe ich versucht, vorerst drei Briefe über Brasilien dem Drucke zu übergeben, welche den Zweck haben, einerseits dieser verlockenden Beschreibung Brasiliens (welche von einem dortigen Staatsmanne, dem Senator Don Manuel in der Senatsitzung vom 18. August 1856 einem wahren Romane gleichgeachtet wurde, und für welche das Ministerium des Auswärtigen die Summe von 25,000 Franken verausgabte) entgegenzutreten, anderseits die deutschen Regierungen auf Grund angeführter Dokumente und gestützt auf die Erfahrungen eines Mannes, der gegen 28 Jahre während seines Aufenthalts in Brasilien, Gelegenheit hatte, die inneren und äußeren Verhältnisse dieses Reiches mit prüfendem Auge zu durchforschen auf das Loos deutscher Einwanderer nach Brasilien aufmerksam zu machen.

Daß Brasilien sein Hauptaugenmerk hauptsächlich auf das auswanderungslustige Deutschland richtet, erklärt sich aus der Ueberzeugung, daß der Deutsche ein tüchtiger und fleißiger Landbauer ist, und Reybaud sagt in obiger Broschüre Pag. 34 selbst: „Die Colonistenquelle, die Brasilien hauptsächlich für sich gewinnen sollte, ist das volkreiche Deutschland, dessen ausdauernden, ehrlichen und kräftigen Arbeitern vornehmlich die vereinigten Staaten Nordamerika's die Entwicklung ihres landwirthschaftlichen Reichthums verdanken.“

Wenn man an den fremden Ufern angelangt ist, ist es gewöhnlich zu spät, in Erwägung zu ziehen, ob Ueberzeugung oder täuschende Vorspiegelung zu dem Entschlusse der Auswanderung bewogen habe. Die meisten, welche alljährlich ihre heimatlichen Gauen verlassen und an den Ufern Brasiliens anlangen, können nach Aufopferung eines Theiles ihrer Habe, nach Losreißung von allen früheren werthgehaltenen Verbindungen selten oder nie mehr zurück, und rathlos stehen sie am heißersehnten fremden Gestade, den Blick in eine entehrende Zukunft gerichtet. In blinder Zuversicht geben sich so viele Auswanderer den Lobpreisungen und betrügerischen Berichten ausgefandener und bezahlter Agenten hin; man hält den Auswanderern die große Ergiebigkeit des dortigen Bodens, die leichte Bewirthschaftung wohlfeiler Ländereien, die schnelle Erwerbung

von Reichthümern zc. vor Augen und klärt sie nicht über ihr zu erwartendes Loos auf. Blinden gleich landen sie unter freundlichem Himmel an den Ufern des Kaiserreichs, das nach Arbeitern, nach Landbebauern dürstet. Hineingeworfen in ihnen unbekannte Verhältnisse, müssen die Einwanderer, ohne Obdach und Nahrung bereit zu finden, Wildnisse durchheilen, sie bebauen und dort sich habitiren, wo der Name eines civilisirten Menschen selten oder noch nie genannt wurde. Abgesehen von den Einflüssen der dortigen klimatischen Verhältnisse, von dem Mangel an Straßen und Canälen, von Schulen und Kirchen in öden und von den allgemeinen Communicationswegen entfernten Provinzen, ist die persönliche Sicherheit des Einwanderers bis jetzt noch sehr gefährdet.

Hat nun der arme Einwanderer seine Habe größtentheils aufgezehrt und ist er außer Stand, seinem Boden hinreichende Früchte zu seinem Unterhalt abzugewinnen, so erwartet ihn das traurige Loos, sich bei den reichen Plantagenbesitzern zu vermietthen, dort Sklavendienste zu verrichten und den Sklaven gleich behandelt zu werden.

Die seit einem Jahre erschienenen, so vielfach verlockenden Berichte über Brasilien, veranlaßten mich, von der Idee, die sämtlichen Briefe über Brasilien, deren letzte Folge noch nicht ausgearbeitet ist, in einem Bande erscheinen zu lassen, abzugehen, und vorerst drei Briefe

dem Drucke zu übergeben und die weiteren später folgen zu lassen.

Die Liebe zu meinem Vaterlande gab mir die Feder in die Hand. Möge sie Gutes wirken!

München, im August 1857.

Der Verfasser.

I. Sklavenhandel.

Die vor kurzer Zeit erschienene Broschüre „Brasilien von Charles Reybaud *)“ gibt uns Gelegenheit die inneren und äußeren Verhältnisse des Kaiserreiches kennen zu lernen. Dieses „treffliche“ Buch, bemerkt die Vorrede, hat allgemeine Anerkennung gefunden, die verschiedensten Parteiorgane, wie „Journal de Débats“, „Neue Br. Ztg.“, „Nationalzeitung“, „Grenzboten“ u. a. haben ihm Beifall gezollt.

Es scheint uns für gut und nützlich diese Broschüre näher zu beleuchten, zumal man für Deutschland großen Gewinn aus der Lesung dieser Broschüre erzielen, den Handelsverkehr Deutschlands mit Brasilien beleben und zumal die Deutschen auf die Wichtigkeit der Colonisation in Brasilien schmeichelhaft aufmerksam machen will.

Ob die Beifallsbezeugungen obiger Organe, der geschickten Darstellungsweise der Verhältnisse des Kaiserreiches zu Theil geworden sind, oder der angeblich so genauen Kenntniß des ganzen Reiches ist uns nicht recht klar.

Jeder, der nur einige Jahre in Brasilien zubrachte und die dortigen Verhältnisse des Bodens, der Bevölkerung und dessen auswärtige Verhältnisse mit prüfendem Auge abgewogen, wird etwas ganz Anderen belehrt, als diese Broschüre, der die Schmeichelei auf die Stirne geprägt ist, und die, wenn nicht den Na-

*) Hamburg, bei Nolte u. Köhler 1857.

men Lockspeise, doch einen nicht viel geringeren verdient, uns vor Augen hält.

In einer Zeit, wie der unseren, wo die Bodenverhältnisse weniger Nahrung und geringeres materielles Wohlbefinden erzeugen, wo der Auswanderungslust hinlängliche Nahrung durch Anpreisungen von Glück und Wohlergehen aus der Ansiedlung in reichen und ergiebigen Culturstreifen und Bebauung derselben, hinzugeführt wird, — wo freie Verfassungen den sich gedrückt Fühlenden Ruhe gewährend in den schönsten Bildern vorgeführt werden, sollte man aus Gerechtigkeitsgefühl und christlicher Liebe zu unseren Mitmenschen suchen, den Honig vom Wege abzuschwemmen, und die Wahrheit der sie umgebenden Truggestalten entkleiden.

Ob die Herausgabe beregter Broschüre den Zweck hat, der Colonisation dienlich zu werden, wollen wir vor der Hand noch dahin gestellt sein lassen, und verweisen auf eine spätere Besprechung der Colonisation, in welcher wir das Resultat unserer eigenen Beobachtungen und genauere Prüfungen während eines mehr als zwanzigjährigen Aufenthaltes in Brasilien niederlegen werden.

Charakteristisch jedenfalls für den Werth dieser Broschüre ist der Ausspruch des Senators D. Manuel in der Senatskammer vom 18. Aug. 1856, indem er bei Gelegenheit der Prüfung der im Wachsen begriffenen Ausgaben des Ministeriums des Auswärtigen seinen Tadel aussprach wegen der Ausgabe von 25,000 Fr. für die Broschüre des Hrn. Reybaud über Brasilien, welche er für einen wahren Roman ohne die geringste Wichtigkeit betrachtete*).

*) Termina censurando a despeza de 25,000 francos que, segundo elle, se gastou com a obra do Sr. Reybaud sobre o Brasil, que considera como um verdadeiro romance, sem importancia alguma.
— Corrêio mercantil. Aug. 1856.

In der Behandlung einer der bedeutendsten Fragen, welche die auswärtige Politik Brasiliens in der letzten Zeit beschäftigt, nämlich seiner Differenzen mit England wegen des Sklavenhandels *) legt Reybaud seine Vorliebe für Brasilien offen an den Tag. Er beschwert sich über die Bill Aberdeen (8. Aug. 1845), über das Durchsuchungsrecht, dem sich Brasilien wohl oder übel, kräft der zwischen England und Portugal geschlossenen Verträge unterwerfen mußte, und schiebt geradezu die Schuld des noch dauernden Sklavenhandels auf die Engländer, da er (S. 79) die gewaltthätige Einmischung Englands in innere Fragen, in der es kein (?) Recht habe mitzusprechen, den Willen der brasilianischen Regierung behindernd und dessen Maßregeln erschwerend nennt.

„Dennoch,“ fährt er S. 80 fort, „und trotz dieser Schwierigkeiten, welche die unruhige und hochfahrende Politik Englands veranlassen, ist der Sklavenhandel, jene Pest, die alle hochherzigen und einsichtigen Gemüther verdammen heute vollkommen in Brasilien ausgerottet. Von 50,000 ist die Zahl der Opfer dieses verbrecherischen Handels auf Null gefallen.“

Wir können nun mit voller Bestimmtheit und eigener langjähriger Erfahrung mit Nachfolgendem beweisen, daß der Sklavenhandel in Brasilien bis heute noch nicht ausgerottet ist, und wenn auch in der letzten Zeit, und namentlich auf Andringen Englands, der gute Wille Brasiliens zur Entdeckung der heimlichen Landungen von Sklavenschiffen aus Afrika ein besserer geworden ist, so ist die Regierung und die ausübende Gewalt noch keineswegs von dem Vorwurfe einer Begünstigung desselben für gewisse Parteien frei.

Nachdem Brasilien durch Convention vom 23. Nov. 1826 zu Rio de Janeiro den Sklavenhandel von 1830 an ganz aufzuheben versprach, so wurde doch der Sklavenhandel bis zum Jahre

*) Man lese den Artikel in der „Allg. Ztg.“ vom 1. Febr. 1857 Nr. 32 über die diplomatischen Zerwürfnisse Brasiliens mit England.

1834 nirgends öffentlicher und ungeheimer getrieben als in Brasilien. Man rechnete bis dahin jährlich 40—50,000 Afrikaner, welche nach Brasilien als Sklaven verschifft in der rua do Valongo zu Rio, welche Straße an 50 Magazins besaß, deren jedes mit 200—300 Sklaven gefüllt, öffentlich von den Sklavenhändlern feilgeboten wurden. Die öffentlichen Sklavenmärkte wurden zwar 1835, nachdem schärfere Maßregeln von der Regierung getroffen wurden, ganz aufgehoben, allein der Speculation gewisserloser Capitalisten konnte sie umsoweniger Schranken setzen, als Beamte und gewisse Consuln durch Ausstellung falscher Certificate für die an der Küste anlegenden und den Handel in der Stille betreibenden Schiffe den Sklavenhandel protegirten und aus dieser Protection ungeheuren Gewinn zogen und noch heute ziehen.

Am frechsten wird der Handel von portugiesischen Capitänen getrieben und zwar der Handel mit Weißen, welche gleiches trauriges Loos mit den eigentlichen Sklaven theilen. Dieser Handel mit Weißen, wir dürfen diese Speculation mit diesem Namen belegen, ist sehr gewinnreich und minder gefährlich, da dieselben als Weiße, und unter portugiesischer Flagge segelnd, ohne Belästigung und Untersuchung von Seite der brasilianischen und englischen Kreuzer in den Häfen Brasiliens anlangen.

Es kommen nämlich monatlich aus den azorischen Inseln Portugals *) mehrere Schiffe in Brasilien an, die mit unbemittelten armen Portugiesen, jedes Geschlechtes und Alters, übermäßig befrachtet sind **). Gewöhnlich gehen die Capitäne solcher Schiffe an jene Küstenstriche benannter Inseln, wo die größte Armuth herrscht und keine hinlänglichen Lebensmittel existiren, locken diese Armen

*) Westlich von Afrika, 9 Inseln im atlantischen Meer, seit 1446 im Besitze Portugals.

***) Wir wählen den Ausdruck „befrachtet“, da die Händler von dieser Art Menschen nur als „Waare“ sprechen.

unter den schönsten Versprechungen an Bord; dort verköstigen sie dieselben, kleiden sie und führen sie nach Brasilien über. Nach Ankunft des Schiffes werden sogleich in öffentlichen Blättern Anzeigen gemacht, „daß ein Transport junger Mädchen, Weiber, Männer und Jünglinge angekommen ist“, die Jedermann zu Dienste geboten werden. Man geht sogleich an Bord, und wählt diejenigen aus, die sich für bestimmte Zwecke und Arbeiten eignen, und zahlt an den Capitän den Preis von 80—120 Thlr. (à 3 Fr.) welchen er unter dem Titel der Bekleidung, Verköstigung und Ueberfahrt von je einer Person erhebt. Mit diesen Leuten geht man nun zu dem nächsten Friedensrichter, bei welchem sich die Neuangekommenen schriftlich verpflichten müssen für 3—4 Thlr. monatlich die Sklavenarbeiten zu verrichten, bei welchen Arbeiten sie übermäßig angestrengt und den eigentlichen Sklaven (Negern) gleich behandelt werden. Jahre lang müssen sie die angestrengtesten Arbeiten verrichten, bis sie die dem Capitäne bezahlte Summe abgetilgt haben. Nach deren Verlauf können sie kaum mehr in den Zustand eines Freien zurückkommen, da sie von allen Mitteln entblößt, weder in die Heimath zurückgeführt werden können, noch kraft ihres stehenden Körpers selbstständig sich etwas erwerben können.

Viele dieser armen Portugiesen sterben durch Krankheit und Hunger während des Transportes. Fälle der Art stehen nicht vereinzelt da. So traf es sich vorigen Jahres, daß in der Provinz Para eine Schiffladung solcher Unglücklicher in dem traurigsten und elendesten Zustande ankam. Ueber 40 Personen waren dem Fieber *)

*) Das gelbe Fieber, das dieses Jahr in Brasilien herrscht, trat im Jahre 1850 nach beinahe 200jährigem Ausbleiben wieder auf und wurde durch afrikanische Sklaven in Rio de Janeiro eingeführt. Als erstes Opfer dieser Krankheit fiel ein früherer Minister A. D. späterer Bischof Macajahai (der seine Tochter dem berühmtesten Sklavenhändler Manuel da Fonseca verheirathen wollte, und welcher letzterer nach seinem pestartigen

und dem Hungertode erlegen, die übrigen in den krankhaftesten Zuständen. Durch die von dem Präsidenten der Provinz angestellte Untersuchung ergab sich, daß das Schiff nicht mit hinreichenden und größtentheils mit verdorbenen und verfaulten Lebensmitteln versehen war, daß ferner die Leute in den unteren Schiffsräumen dem Erstickten nahe verpackt waren. Der portugiesische Consul aber wandte alle Mühe an, die Untersuchung gegen den schuldigen Capitän zu unterdrücken, bewirkte auch die Einstellung derselben, und verwirkte somit auch die Genugthuung für seine eigenen armen Landsleute, dieser unglücklichen Weiber und Kinder!

Die Sittenrohhelt und wahrhaft thierische Natur dieser Capitäne und Seeleute auf der Seereise, entreißt nur zu oft den armen unglücklichen Mädchen ihr kostbarstes Kleinod der Reinheit, das sie mit aus dem elterlichen Hause bringen. Die Auszüge aus den Tribunalberichten, wie sie die Pacotilha im *Correio mercantil* uns vor Augen hält, werfen ein gräßliches Licht auf diese Capitäne und die Behandlung dieser portugiesischen Geschöpfe; nur mit Schaudern gehen wir aus dem Saale des Gerichtshofes, in welchem die Dramen verfolgter Unschuld und haarsträubender Bosheit verhandelt werden.

Von der Einfuhr Weißer, wie der Portugiesen und Chinesen, schweigt Hr. Reybaud vollkommen. Letztere werden beinahe wie die Portugiesen eng verpackt und zwar auf Bestellung der Regierung eingeführt. Im Jahre 1856 wurden mehrere Hundert Chinesen in Brasilien eingeführt und an Sklavenbesitzer vertheilt, wurden aber ebenso wie die eigentlichen Sklaven behandelt. Diese Chinesen, der Landessprache unkundig, mit den härtesten Arbeiten

Lobe in Paris 42 Mill. Fr. hinterlassen haben soll), als er im Jahre 1860 bei der Nacht eine Ladung neu angekommener Sklaven aus Afrika persönlich auf das Rio gegenüberliegende Ufer verschiffte. Von den fieberkranken Afrikanern angesteckt, starb er Tage darauf in der Hauptstadt.

Tag und Nacht überhäuft, mit geringer Kost genährt, konnten sich nirgends Hilfe schaffen. Ein großer Theil derselben nahm sich das Leben. So fand man bei einem Sklavenbesitzer eines Morgens in einer Halle, wo die Chinesen die Nacht über wie Sklaven eingesperrt waren, 18 derselben an einer Schnur aufgehängt. Die Grausamkeit gegen diese Chinesen ging so weit, daß man im vorigen Jahre die Polizei öffentlich auf einen Chinesen aufmerksam machte, der mit einem Eisen am Halse zum Scandal der ganzen Menschheit an den öffentlichen Plätzen und Straßen sich bewegte.

Wollen wir uns nun dem eigentlichen Sklavenhandel mit Schwarzen (Africanern) zuwenden, und zwar dem Handel an der Küste, so möchten wir Hrn. Reybaud zugeben, daß die brasilianische Regierung bemüht sei, alle Mittel anzuwenden, den Sklavenhandel zu unterdrücken. Allein welchen Handel, den äußeren oder den inneren? Jedenfalls den äußeren; denn wir werden weiter unten sehen, daß die Regierung weder im Staude ist, noch den Willen hat, den inneren (den Sklavenhandel von einer Provinz in die andere) zu hemmen. Der brasilianischen Regierung fehlt es auch nicht an wahren Benachrichtigungen über die an der Küste landenden wollenden Sklavenschiffe. Es gibt in Brasilien die ehrenwerthesten Persönlichkeiten, die ihr Haupt für die Abschaffung dieses Handels erheben, und auf diese Weise ist die Regierung vollkommen in der Lage, wenigstens den größten Theil der Sklavenschiffe auf ergangene Nachricht zu kapern. Jedoch darf man als gewiß annehmen, daß von 12 Sklavenschiffen die Landung zweier bewerkstelligt werden kann, und daß somit 15—20,000 Sklaven jährlich noch heute in Brasilien anlangen. An den großen Häfen der Provincialstädte ist das Landen der Sklavenschiffe wegen Wachsamkeit und Borrath an Kriegsdampfern zur Verfolgung erschwert; daher landen die Sklavenschiffe an den kleinen Häfen der Provinzen, deren es mehr als 1000 gibt, da dieselben weniger Gefahr

zur Verfolgung aus Mangel an ehrenhaften Beamten und Schiffen bieten. Diese Ausschiffungen werden so sehr und kftig bewerkstelligt, daß die selbst in der Nähe liegenden Kreuzer nichts davon merken, wie es am 21. Oct. 1855 der Fall war, daß eine bedeutende Anzahl Sklaven in Angra dos Reis und in der Provinz do Espirito santo anlangte. Ob der in nächster Nähe liegende Kreuzer nichts von der Landung derselben merkte oder merken wollte, wollen wir nicht entscheiden.

Um aus diesem Handel den größtmöglichen Vortheil zu ziehen, arbeiten die Sklavenhändler gegen jedweden Ausdruck für Aufhebung der Sklaverei, und da sie sich in ihrem „Gewerbe“ behindert fühlen, suchen sie durch alle möglichen Mittel, falsche Vorwände und Bestechung gewissenloser Beamten die Maßnahmen der Regierung gegen den Sklavenhandel an der Küste zu entkräften.

So lud in Uraba im Jan. 1855 ein Sklavenhändler mehrere Sklavensbesitzer zu einer Speculation ein, indem er erklärte, es habe sich in New-York, Brasilien und Costa d'Afrika eine große Gesellschaft gebildet um Schulen der portugiesischen Sprache in Afrika zu bilden; dort sollten die angekauften Neger diese Sprache erlernen, um sie nicht von den Creolen Brasiliens und den älteren Negern auf den Farmen (fazenda) zu unterscheiden; sie sollten mit der nämlichen Wäsche wie die einheimischen, aus den Wollzeugen in Minas verfertigt, bekleidet werden. Die erste Schiffsladung dieser Speculation soll Ende Dec. 1855 bewerkstelligt worden sein. Die Afrikaner sollen durch einen in den Urwald gehauenen Weg nach der fazenda Lagoinha gebracht worden sein, wo sie den sogleich angestellten Forschungen der Behörden durch Aufnahme der Sklaven in einem unterirdischen Orte vortrogen gehalten wurden.

• Fälle der Bestechung der Beamten hinsichtlich des Sklavenhandels gibt es viele; man könnte ein großes Register davon anführen.

• Es traf es sich Ende des Jahres 1855, daß sich außerhalb

des Hafens von Angra das Netz ein Sklavenschiff fassen ließ. Bald suchte es hereinzukommen, bald verschwand es wieder. Die Sklavenhändler versammelten sich unverzüglich am Hafen, eine günstige Gelegenheit zur Landung des Schiffes suchend. Die Behörden davon benachrichtigt, wendeten sich sogleich nach Rio um Mittel zur Verfolgung des Sklavenschiffes. Es erschien auch sehr kurz darauf ein Kriegsdampfer mit dem erforderlichen Personale im Hafen. Die Sklavenhändler aber und mehrere Kaufleute von Distinction traten sogleich mit dem Commandanten des Dampfers in Unterhandlungen. Nach einigen Tagen lichte der Commandant die Anker, angeblich das Sklavenschiff zu verfolgen; während dessen aber kam das Sklavenschiff an einer ganz abgelegenen Stelle an's Land, schiffte mehrere hundert Sklaven aus und wurden dieselben auf einem neuen, durch den Urwald gehauenen Weg die Serra (Gebirg) hinaufgeführt und verborgen gehalten. Die Regierung, über diesen Vorgang benachrichtigt, stellte den Commandanten zur Rede, welcher nichts weiter vorgeben konnte, als, er sei aus Mangel an Lebensmitteln genöthigt gewesen, sich von der Verfolgung des Sklavenschiffes zurückzuziehen. Um aber der öffentlichen Meinung wegen dieser offenbaren Bestechung Rechnung zu tragen, ordnete die Regierung eine Commission ab, um den Aufenthalt dieser neuen Sklaven zu erforschen. Trotz genauer und gefahrvoller Nachforschung konnte die Commission nichts entdecken, außer etliche alte, untaugliche, verkrüppelte Sklaven, die man ihr überwies, und die sie später mit Entschädigung wieder zurückgeben mußte.

Da die meisten Behörden in den Provinzen selbst Sklavenbesitzer sind, und selbst taugliche Sklaven sich kaufen müssen, so ist in der Hand solcher gewissenlosen Personen eine scharfe Waffe, die Maßregeln der Regierung hinsichtlich des verbotenen Sklavehandels zu schwächen.

Selbst im Baue der Schiffe sucht man die Aufmerksamkeit der

Regierung zu täuschen und in verborgenen Gängen der Schiffe die Sklaven der Forderung der Behörde zu entziehen.

So erklärte z. B. der Commandant des Schiffes „Pedro V.“ im Febr. 1856 zu Rio de Janeiro, daß er Passagiere nach den Azoren aufnehme, und mit Colonisten zurückkehren würde. Der Regierung wurde aber bekannt, daß für die Aichung seines Schiffes die Zubereitungen zu groß wären und schickte auf Requisition des Polizeichefs Erfahrene aus dem Arsenal zur Untersuchung des Schiffes ab. Dieselben entdeckten einen großen Gang (corrido) und 120 Fässer mit Wasser, eine große Anzahl Mehl und nebst dem gewöhnlichen Feuerherd einen anderen eisernen mit 2 Kesseln. Der Capitän und Steuermann über den Zweck dieses Ganges und dieser Zurüstungen befragt, erklärten, sie könnten nicht wissen, wie viele Passagiere und „Colonisten“ sie an Bord zu nehmen hätten*). Den Herrn des Schiffes, erklärte der Capitän wohlweislich, kenne er nicht. Die Regierung, aber, den wahren Zweck dieser Zubereitung nicht mißkennend, überlieferte das Schiff nebst der Mannschaft dem Generalauditoriate der Marine zur weiteren Untersuchung. Die Entscheidung darüber ist uns bis heute noch nicht bekannt geworden.

Dies sind nur einzelne Belege, gegen die Behauptung des Hrn. Reybaud, daß der Sklavenhandel in Brasilien heute bis auf „Null“ gesunken sei.

Den Sklavenhandel aber von einer Provinz in die andere berührt Reybaud gar nicht, obwohl derselbe so offen getrieben wird, daß jedes Kind in Brasilien die Beweise dafür liefern kann. In den Zeitungen Brasiliens begegnet man beinahe täglich Verkaufs-

*) Interrogados declaráram que nao sabiao o numero de passageiros que deviao transportar, dos quaes ainda nao tinham a lista, nem tambem a quantidade de mantimento embarcado, mas que ellas constava que no regresso o patacho era destinado a trazer colonos.

anerbietungen von Sklavenbesitzern, die selbst aus blinden Sklaven, die man zum Wasserverkauf, Raddrehen u. verwendet, durch deren Verkauf noch Nutzen ziehen. Der Originalität solcher Anzeigen, wegen wollen wir eine dieser vielen Anerbietungen anführen. So lesen wir im „Correio merc.“, 17. März 1856: „Wohlfell zu verkaufen ein Paar verheiratheter blinder Sklaven, schön und Prachtstücke; der Schwarze ist vermietet zu 14 Thlr. monatlich, die Schwarze zu 6 Thlr., Straße do Cano Nr. 20.“)

Man bedenke nur, daß täglich beinahe 20 Schiffe aus den Provinzen in Rio ankommen, von denen jedes mehr oder minder mit Sklaven befrachtet ist, welche von den Provinzen nach Rio verkauft, da sie dort mehr gesucht werden, und folglich die „Waare“ (Sklaven) in höherem Preise steht. Um nun die Provinzen nicht zu sehr von den die Landarbeit verrichtenden Sklaven zu entblößen, schlug man in der Kammer 1854 vor, die Steuer für jene Sklaven zu erhöhen, welche von den Provinzen nach Rio, oder von einer Provinz in eine andere, in welche die Sklaven in höherem Werthe stehen werden, verkauft sind. Dieser Vorschlag wurde in der Sitzung vom 25. Sept. 1854 durch den Abgeordneten Araujo Lima kräftigst unterstützt, und der Abgeordnete Wanderley, Präsident der Provinz Bahia äußerte sich über das Project der Steuerhöhung, auf eigene Erfahrungen in seinem Amtskreise gestützt, in folgender Weise: „Diese Speculation, dieser neue Handel mit Menschenfleisch (essa nova traficancia de carna humana), welcher in allen Städten und Dörfern, im Mittelpunkte der Provinz ausgeführt wird, um die Sklaven nach den Magazinen der Hauptstadt zu verkaufen und zu transportiren, hat noch eine andere Immoralität im Gefolge, nämlich, daß sogar freie Leute als Sklaven verkauft werden. Dazu

*) Vende-se muito em conta, um easal de pretos cegos, bonitas peças e fortes; o preto está alugado por 14 sh. por mez e a preta por 6 sh.; na rua do Cano, n. 20, loja.

kommt noch, daß viele Verbrechen, von den Sklaven in den Provinzen verübt, nicht bestraft werden können, da sie, schnell der Justiz entzogen, in die Hauptstadt oder in andere Provinzen verkauft werden, wo sie oft noch größere Verbrechen begehen; denn die Familien, welche sie kaufen, sind mit den Lastern und Fehlern dieser Sklaven unbekannt. Ich halte darum eine solche Steuererhöhung nicht allein für das ganze Land nützlich, sondern auch dem Wunsche des ganzen nördlichen Theiles des Reiches gerecht."

Gegen den äußeren wie inneren Sklavenhandel treten in Brasilien viele gerechtigkeitsliebende und humane Männer öffentlich auf, und bastren ihren Aufruf zur Abschaffung der Sklaverei in den christlichsten Ermahnungen auf Weise, die ihnen der tägliche Wirkungskreis bietet, und welche so richtig und treffend sind, daß weder ein Senator, noch die Regierung im Stande ist, die Aussagen eines Idophonso Gomes, eines durch Alter und Erfahrungen reifen, menschenliebenden Mannes zu entkräften. D. M. da Cunha Galvao schleudert offen seine Tadel den Senatoren und Beamten ins Gesicht, und bebauert, daß sich der früher kundgegebene Wille der Brasilianer, die Sklaverei abzuschaffen, nicht bewahrt hat. Er spricht unter Anderem: „Es ist unglaublich, daß in den 32 Jahren unserer politischen Existenz keine Maßnahmen getroffen wurden, um die Unglücklichen aus der Sklaverei zu befreien. Es ist daher nöthig, daß wir an's Werk gehen, den begangenen Fehler verbessern und der Welt eine Probe der Gerechtigkeit geben. Es ist nöthig, daß wir unsere Selbststien öffnen und nach dem Beispiele Englands und Frankreichs die Sklaven befreien.“ Er schlägt dann vor, so langsam als möglich vorzugehen, rather zuerst den Ausländern, dann der Gerechtigkeit das Halten der Sklaven zu verbieten, dann die Brasilianer zur Einschränkung des Sklavenbesitzes anzuhalten. „Sollte aber“, fährt er fort, „dieser erste Schritt Revolte vorbereiten, so wollen wir vorerst alle Kinder, die von 1857 an von den Sklavinnen geboren werden, für frei

erklären, oder doch wenigstens diejenigen Kinder für Freie erklären, welche sich mehr der weißen Rasse nähern." u. u.

Daß noch lange nicht der Anfang zur Freilassung der Sklaven gemacht werden wird, liegt in dem Verhältnisse des Arbeiters zum Herrn. Die eigentliche arbeitende Bevölkerung bilden die Sklaven und ist diese der stärkste Theil der Bevölkerung. Die Kulturentwicklung Brasiliens ist durch die Sklaverei behindert und ist, wie in Hofmanns Völker- und Staatenkunde richtig bemerkt ist, die Einführung der Neger aus Afrika, welche immerhin ein durchaus fremdartiges Element in der Bevölkerung bilden, das, keiner Verschmelzung fähig, widerwärtig auf die freie Bevölkerung einwirkt, eine Hemmung des Fortschrittes zum Besseren.

Die Sklaverei entfremdet die Sittlichkeit und das Rechtsgefühl und macht eine weite Gasse zur Vollführung ausartender Leidenschaften und roher Einseitigkeit.

Wie weit sich schon der Sklavenbesitz in Brasilien eingewurzelt, geht daraus hervor, daß beinahe Jedermann, Hohe wie Niedere, von Sklaven bedient werden, welche nicht eher ihre Loskaufung erlangen können, als bis sie die geforderte Summe unter Aufgabe aller ihrer körperlichen Kräfte und oft unter der Anwendung der schlechtesten Mittel, abzahlen können. So muß von den 2500 Sklaven auf der fazenda de Sta Cruz, deren Nutzen der Kaiser von Brasilien bezieht, jeder, der seinen Wunsch nach Freilassung zur Wirklichkeit machen will, sich selbst um die Summe von 1200—2000 Thlrn. loskaufen.

III. Behandlung der Sklaven.

Mögen wir die Besitzverhältnisse Brasiliens nach allen Seiten mit prüfendem Auge der Beurtheilung unterziehen, so kommen wir doch dem erstgefaßten Beschlusse wieder nahe, und können kein anderes Urtheil fällen, als daß die Güter seines Reichthumsstandes aus Menschen bestehen, und diese Güter-Menschen fast den ganzen Armuthsstand dieses Staates umfassen. In dieser Stellung erscheinen uns die Mitglieder dieses Armuthsstandes, welche als Menschen mit einem der guten Entwicklung fähigen Geiste und sonstigen Talenten versehen sind, abhängig gefesselt. Ja wir haben nur zu oft die Erfahrung gemacht, daß in diesem Armuthsstande ein besserer und der geistigen Entwicklung fähigerer Geist anzutreffen war, als bei den Besitzern der Sklaven. Diesem abhängig gefesselten Stande ist es heutzutage fast unmöglich, in die Reihe der römischen Freigelassenen einzutreten, zumal nach der von Keybaud selbst zugestandenen Verminderung der schwarzen Sklaven in Brasilien nur eine spärliche Aussicht auf Freilassung der Sklaven zu finden ist, und selbst wenn dieselben sich loskaufen wollten, eine Summe für sie angesprochen wird, die sie oft nicht im Stande sind zu erarbeiten oder zu erübrigen. Dem diesem Armuthsstande zunächst stehenden bemittelten Stande, der sich unter angenommener Freiheit größtentheils aus dem Armuthsstande rekrutirt, bleibt keine andere Alimentirung übrig, als die spärliche, aus

dem unter allen Graden der Freiheit stets relativ geringsten Reichthumsstande. Daher kann auch in einem Sklavenstaate der Stand der Vermittlung immer am allerwenigsten gedeihen und bleibt klein, kraftlos und winzig, wie eine Pflanze auf dürrem Boden, deren Wurzel es an gehöriger Nahrung mangelt.

Die Grundlage für die Erhaltung des großen Grundbesitzes in Brasilien bildet die Sklaverei. Würde man, was sich nicht denken läßt, mit einem Male die Sklaverei dort aufheben, so würde die ganze Bodencultur, die ausschließlich durch die Hände der Sklaven gepflegt wird, brach liegen und die Ersterbung des ganzen Reiches als solches nach und nach erwirken. Man sucht daher, da durch die Wachsamkeit der englischen Kreuzer der wenigstens früher übergroßen Einfuhr von Sklaven aus Afrika gewissermaßen Schranken gesetzt worden sind und heute noch werden, dem dadurch entstandenen Mangel an Sklaven durch Colonisation von Europamüden zu begegnen, deren Schicksal durch den folgenden Brief über Colonisation wir aus unseren eigenen Erfahrungen wahrheitsgetreu niederschreiben womit wir zur Warnung unserer armen Landsleute, die sich unbewußt den Lockungen mehrerer von der brasilianischen Regierung bezahlten Zeitungschreiber und Abenteurer ergeben, den reinen Spiegel hinhalten. Biewohl Regierung wie Private einsehen, daß die Existenz ihrer sachlichen Güter ganz von der arbeitenden Bevölkerung abhängt, und sie schon darum aus handgreiflichem Interesse darauf bedacht sein müssen, die gesunde und kräftige Erhaltung der Sklaven zu fördern, sie zu pflegen, auch dann, wenn durch Alter und Schwäche die Kräfte der Sklaven gemindert sind, daß überhaupt eine humane Behandlung derselben ihrem eigenen Interesse förderlicher ist, so geht doch ein Schrei der Beihnuth durch die meisten Provinzen Brasiliens, der hinlänglich Zeuge ist von der brutalen Behandlung dieser Armen, die, schon schmachvoll genug für den Menschen, zur gefesselten Abhängigkeit verdammt, noch die Suchtruthe, dem willenlosen Thiere gleich auf dem Rücken

fähig müssen. Sind die Sklaven alt oder gebrechlich, oder mit verstockten Fehlern behaftet, so gibt der innerhalb der Provinzen bestehende Sklavenhandel dem Eigenthümer Gelegenheit diese für seinen Dienst unbrauchbaren Sklaven wieder zu verkaufen.

Reybaud und der Engländer Gardner in seiner Reise über Brasilien schildern das Loos der Sklaven als erträglich und gemildert. Ersterer kennt Brasilien nur auf dem Papier und Letzterer scheint bei seinem Fluge über menichensleere Páiden entweders nichts gesehen und gehört, oder absichtlich davon geschwiegen zu haben, wie in den Broschüren über Brasilien und in den Reden ausgesendeter Doctoren absichtlich ferne gehalten wird, das bedauerungswürdige Loos der Sklaven zu schildern. Ist beidam Herron, wenn sie auch nichts über die offenkundige brutale Behandlung der Sklaven mit eigenen Augen bemerkt haben sollten, nie eine officielle Zeitung Brasiliens in die Hand gekommen, worin täglich Wahrnehmungen über solche unmenschliche Quälereien an Sklaven, die in sehr vielen Fällen von der zartfühlenden Hand des schönen Geschlechtes auferlegt werden, enthalten sind?

Es mag wohl die brasilianische Regierung wie die Bevölkerung in schönerem Lichte erscheinen lassen, wenn man sagt, daß die brasilianischen Pflanzer sowohl für Milderung der Arbeitslast der Sklaven, als auch für milde Behandlung derselben sorgen, als dieser cannibalischen Art von Menschen ihr Inneres zu enthüllen, in welchem der Artikel 44 des Code noir: „Les esclaves sont meubles“, welcher mit der Aufhebung der Sklaverei in den französischen Colonien dementirt wurde, Wärme und Pflege erhält.

Wir aber können nicht unterlassen, solchen Lobrednern und bezahlten Speichelleckern die Larve abzunehmen und verweisen sie nicht allein auf Einiges von dem Vielen was in unserem Gesichtskreise während eines Aufenthaltes von 28 Jahren in Brasilien hinsichtlich der Behandlung dieser Unglücklichen sich zugetragen, sondern auch was uns hierüber gut unterrichtete Personen berich-

tet und selbst in den officiellen Präferzeugnissen Brasiliens dem Thatbestande nach wahrheitsgetreu bestätigt ist. Die durch die Sklaverei entstandene Demoralisation Brasiliens wirft kein günstiges Licht auf die spätere staatliche und industrielle Fortentwicklung dieses übergroßen Reiches. In den Zeitungen von Bahia findet man die Liste der im Jahre 1853 dort angekommenen Passagiere, Freien und Sklaven. Die Anzahl der Letzteren war im Wachsen, und man konnte nicht unklar bemerken, daß von den Passagieren betnahe jeder 2 Sklaven mit sich führte. Ob dieselben ein Eigenthumsrecht auf die resp. Sklaven hatten, ließ sich nicht, oder wollte man nicht ermitteln. Nur soviel konnte genau erkannt werden, daß es keine afrikanische Sklaven waren, sondern die Sklaven, Männer, Weiber wie Kinder aus Eingeborenen bestanden, die ihren Angehörigen von der Seite genormen und schlechthin von Leuten, die alles menschlichen Gefühles baar sind, verspeculirt wurden. Solcher Menschenhandel entrüstet alle wohlgesinnten und humanen Menschen und muß, wie der Correspondent dieser Zeitung sich ausdrückt, diese teuflische Industrie zur Demoralisation des Volkes immerhin beitragen.

Man sieht selten alte und gebrechliche Sklaven und treibt sie mit Stock und Fluch zur Arbeit an. Sklaven, so wohl durch Arbeit als durch Züchtigung erblindet, steht man noch täglich herumgehen, theils den Wasserverkauf besorgend, Essen tragend, Holzspähne sammelnd u., bei welchen Verrichtungen sie viele Straßen zu passiren haben. Zum Zeichen daß sie erblindet und zur Vorsicht für die Wagenführer, bedienen sich diese Armen eines Stockes mit einem breiten Eisen am unteren Ende, durch dessen Aufstoßen sie die Begegnenden zur Vorsicht mahnen. Man kann täglich bis 200 solcher Blinden nur allein in der Hauptstadt Rio Janeiro begegnen. Und nicht selten kommt es vor, daß solchen armen Blinden des Nachts die Daumenschrauben angelegt werden, wenn sie nicht täglich 2 Franken ihrem Besitzer erarbeiten.

So tadelte man ausdrücklich im „Correio mercantil“, 24. Oct. 1853, den Bewohner in der Straße do Sabao zu Rio, der seiner Sklavin, um sie besser schlagen zu können, eine Mundsperr (mordaça) anlegte. So waren die Bewohner der Straße do Regente höchst beregt durch das allnächtliche Geminsel und Geschrei der Sklaven, die während der Nacht barbarisch geschlagen wurden. Man rief öffentlich den Geistlichen dieses Sprengels auf, auf dem Wege der Belehrung und christlichen Nächstenliebe den Eigenthümer dieser Sklaven zu einer humanen Behandlung zu bestimmen.

Die Justiz zu Hilfe rufen, wegen Züchtigung von Sklaven, ist in Brasilien in vielen Fällen unmöglich und vergeblich, da dem Sklaven gegen seinen Herrn das Unrecht immer auf seine Seite geschoben wird. Wegen Bestrafung brutaler Züchtigung eines Sklaven besteht für Letzteren kein Forum, um zu seinem Rechte zu gelangen, der Sklave ist eben Waare. Als Beispiel seltener Justiz wollen wir hier anführen, was wir nicht allein erzählen hörten, sondern auch im „Mercantil“ unter dem 19. December 1853 bestätigt fanden.

„Es ist länger als 73 Tage, daß sich ein Sklave, der einzige einer Frau, die von seinem Verdienste lebte, im Gefängnisse ohne erwiesene Schuld befindet. Das Verbrechen, dessen er beschuldigt ist, ist ein einfaches. Nach langem Proceffe erklärte der öffentliche Promotor Hr. Dr., daß er in diesem Proceffe nicht interveniren könne, er möchte den Beklagten frei geben, es finde sich aber keine Auctorität, die ihn unter Bürgschaft freigebe. Die erste Auctorität an die man sich wandte, ging zur Kirchweih; die zweite, welche 8 Stunden von der Stadt entfernt wohnt, erklärte sich nicht auctorisirt, da sie noch nicht geschworen habe; die dritte, an deren Thüre man anklopfte, antwortete, sie hätte um ihre Demission angehalten und sie eben erhalten; die vierte war wegen ihrer Abreise nach Portugal nicht zu finden; die fünfte gab dieselbe Antwort wie die zweite.“

Wie lange dieser Sklave noch gefangen gehalten wurde, wissen wir nicht; wahrscheinlich mußte er so lange ausharren, bis diese Nachricht durch die Presse zu den Ohren des Polizeichefs kam, der ihn auch erlöset haben wird.

Von einer wahren Gerechtigkeitspflege ist in den, zumal von der Hauptstadt weiter entfernten Provinzen, keine Spur wahrzunehmen und die Einzelrichter schalten oft ganz nach ihrem Gutdünken. Der Senator Bergueiro erklärte öffentlich in der Senatssitzung vom August 1853, daß in Brasilien keine Gerechtigkeit existire und die Wahrheit hinter die Berge entflohen sei. Besonders üben die meisten Subdelegaten den größten Mißbrauch in der Gerechtigkeitspflege aus, wie die Chronique scandaleuse Brasiliens hinlänglich Beweise zu liefern im Stande ist. Wir begnügen uns, nur den Mord, an dem Sklavenaufseher Benzeslaus Lopes verübt, zu berühren.

Dieser Lopes hatte sich als Aufseher über die Sklaven einer Fazenda der größten Grausamkeiten gegen dieselben bedient und wurde deswegen von ihnen so gehaßt und erregte die Rache derselben in einem solchen Grade, daß man sogar offen erzählte, daß einige Sklaven beschlossen hätten, seinem Leben nachzugehen. Im Gefühle der erlittenen Grausamkeiten und mit allzuschweren Arbeiten überhäuft, wendeten sich einige Sklaven an den Subdelegaten der Stadt Antonio um Abhilfe ihrer Leiden. Dieser ließ die Sklaven dem Eigenthümer zurückführen, mit der Aufforderung diesen Beschwerden abzuhelpen. Aber ohne dieser Aufforderung Gehör zu geben, übergab der Eigenthümer diese Sklaven wieder demselben Aufseher, der, über die Klage aufgebracht, sie noch barbarischer behandelte und vorzüglich dem Wortführer der Sklaven seine Wuth fühlen ließ. Dieser Sklave entfloh darauf und begegnete einem Nachbarn auf einer Fazenda, der sich anbot, den Aufseher milder für ihn zu stimmen und ihn selbst dem Aufseher zurückführen zu wollen. Allein dieser Sklave erklärte, daß er nicht zurückgehen

wolle, so lange der Aufseher noch in Function sei. Der Nachbar, welche die Nachgebanten des Sklaven deutlich erkannte, zeigte denselben, um einen zu verübenden Verbrechen vorzubringen, schnell bei der Ortspolizei an. Die Letztere beehrte sich aber gar nicht, den Sklaven in Verwahrung zu bringen, und nach einigen Tagen wurde der Aufseher von einigen Sklaven dergestalt geschlagen, daß er alsbald seinen Geist aufgab. Der mehrermöthige Sklave hatte sich darauf auf der Fazenda erhängt. Wer wollte nach Einsicht aller dieser Umstände den Thäter nicht in dem erhängten Sklaven finden? Der Subdelegat dachte aber nicht so; einige Tage nach der Verübung des Verbrechens begab er sich an den Ort der That und ging, ohne die geringste Untersuchung zur Constatirung des Verbrechens einzuleiten und ohne einen einzigen Sklaven einzusetzen, unverrichteter Dinge wieder fort. Auch konnte ihm das Entfliehen eines Sklaven, der bei seiner Ankunft zum Dache hinaus entfloß, keinen Beweis für die Schuld der Sklaven liefern *).

Am meisten werden die Sklaven während der Nacht gezüchtigt, wenn dieselben nicht den von ihren Eigenthümern festgesetzten Lohn erarbeiten, woran die Sklaven, auch bei dem besten Willen oft durch vielfache Hindernisse und eingetretene Umstände gehindert sind. Eine öffentliche Aufforderung zur Abstellung verübter Grausamkeiten, von denen wir viele nicht allein gesehen, sondern, wie bereits gesagt, in den Blättern finden können, scheint uns des Interesses werth, hier angeführt zu werden.

Ein schwarzer Sklave eines Adeltigen (*de um fidalgó de sangue azul*) liegt Nachts in Eisen, am Tage trägt er das am Hals geschnittenete Eisen und seine Finger in Linnen eingehüllt, um die

*) Der Sklavenbesitzer hatte doch auch größeren Nutzen aus der Arbeit seiner Sklaven, als wenn dieselben Monate lang im Gefängnisse hätten processirt werden müssen.

Wunden zu bedecken, die durch das Anlegen der Daumenschrauben entstanden und schon in faulen Geruch gerathen sind. Und trotzdem kann man ihn täglich auf der Straße gehen sehen, um seinen vorgeschriebenen Verdienst von 1 Lbr. (3 Franken), den er täglich seinem Herrn zu überliefern hat, zu erarbeiten, wo nicht, wird er in den Bod gespannt. — Auch ein schönes Beispiel von Menschlichkeit!

Aber, lieber Leser, das ist nicht der einzige Sklave, dem Du in Brasilien mit dem Eisen am Halse begegnen kannst. Wir sind in der Lage, Dir von mehreren erzählen zu können. Gehe nur in die Straße do Rozende in der Hauptstadt, wo wir 1855 noch einen armen Malatten, der Eigenthum des Hrn. F. ist, mit Ketten an den Körper geschmiedet zum größten Skandale der Menschheit einhergehen sehen. Auch sagt der „Cor. merc.“ vom 5. Dec. 1855, daß in der Rue Areal täglich ein Sklave, 14—16 Jahre alt, zu sehen ist, der mit angeschmiedeter Kette seinen Berichtigungen nachgeht. Auch von den auf Betreiben der brasilianischen Regierung eingeführten Chinesen sah man einen, der Sklavenarbeit verrichtend, mit dem angeschmiedeten Eisen auf öffentlichen Wegen sich zeigte. Kann der öffentliche Skandal in Erniedrigung und Knechtung des Menschen wohl noch weiter gehen?

Beispiele der so gepriesenen „milden“ Behandlung der Sklaven gibt es in Menge, und die täglichen Nachtruhe des Wehes und des Jammers nehmen noch lange nicht vor Tagesanbruch ein Ende. Nicht allein daß dies Gewinsel das Mark des Vorübergehenden erschauern machen könnte, ist die Nachbarschaft, welche in der Nähe solcher barbarischer Seelen wohnt, in ihrer Nachtruhe so sehr gestört, daß dieselbe kein anderes Mittel zur Abhilfe kennt, als diese Vorfälle brutaler Knechtereien durch die Presse vor die Augen des Polizeichefs zu führen. Das weibliche Herz, das der Milde doch leichter die Hand zu reichen vermag, hat in Brasilien Verfechterinnen des Barbarismus, so daß es nicht selten der Fall ist,

daß eine Herrin ihrem Sklaven befehlt seinen Vater, der ebenfalls ihr Sklave ist, barbarisch zu peitschen*), ja daß manche sich nicht enthalten können, selbst mit glühenden Eisen die Sklaven zu schlagen**).

Die so arg mißhandelten Sklaven nehmen sich sehr selten den Muth, bei dem Polizeichef oder dem Ortsrichter ihre Klagen vorzubringen, um auf Abhilfe zu dringen, weil ihnen so oft das Recht versagt wird; öffnen aber ihr Herz und ihren Kummer denjenigen Personen, mit denen sie in geschäftlicher Verbindung stehen, indem sie die Zeugnisse ihrer thierischen Behandlung an Armen und Rücken bloßlegen. Betrunkene Sklavenhalter üben ihren Zorn an wehrlosen Sklaven aus, und es ist nicht selten der Fall vorgekommen, daß Leute der Nachbarschaft dazwischen treten mußten, um solche Arme zu befreien, die noch dazu oft unter allerlei nichtigen und lügenhaften Vorwänden tyrannischer Sklavenhalter, um ihre Nothheit zu bemänteln, von den Subdelegaten zur Ablieferung in das Correctionshaus verurtheilt werden, wo Peitschenhiebe Stillschweigen erzeugen sollen***).

So erzählt uns der „Cor. merc.“, 4. Aug., daß in Piratiny ein Angestellter von Distinction seinen Sklaven wegen Diebstahl eines Hühnchens auf offener Straße und im Beisein vielen Volkes mit dem Säbel arg verwundete.

Da die meisten Sklaven nun verpflichtet sind, täglich oder wöchentlich eine gewisse Summe zu erarbeiten und ihrem Herrn abzuliefern, und der Verdienst in den Städten größer ist als auf dem Lande (Campos), so sträuben sich die Sklaven mit der größten Widersehung natürlich gegen diesen Verkauf nach den Campos. Jeder Sklave sucht soviel wie möglich zu verdienen, um später einmal die nach so harten unmenschlichen Prüfungen ersuchte

*) „Cor. merc.“, 7. April 1856.

***) „Cor. merc.“, 12. Febr. 1854.

***) „Cor. merc.“, 24. Febr. 1854.

Freiheit sich erkaufen zu können. Wieviel Unheil, Selbstmorde und Morde, an den Verkäufern von Sklaven verübt, schon allein dadurch entstanden sind, läßt sich nicht genau ermessen, da wegen der großen Unordnung in der Administration und in den statistischen Erhebungen die Relatorien des Justizministers höchst mangelhaft erscheinen. *)

Am 17. Jan. 1855 trug sich ein erwähnenswerther Fall auf öffentlicher Straße vor. Der Kaufmann Jacintho M. Feijó ward das Opfer eines abscheulichen Mordes. Dieser Feijó hatte auf Vermittelung seines Correspondenten einen Mulatten, Namens Agosthino, gekauft. Als aber der Kaufmann mit dieser Bestellung (encomenda) nicht zufrieden war, verkaufte er den Sklaven nach Minas-Geraes. Dieser, sein Schicksal voraussehend, erwartete seinen Verkäufer am Stiege gange seiner Wohnung und tödtete ihn mit einem Messerstich. Der auf das Hilferufen herbeigeeilte Commis wurde von dem Sklaven ebenfalls verwundet und die Buchhalter in dem Comptoir hatten auf das viele Geschrei und im Angesichte des Mörders nichts Eiligeres zu thun, als die Thüre zu schließen, um sich vor den weiteren Mordgelüsten des sich in das Comptoir stürzen wollenden Sklaven zu sichern. Ehe die Wache herbeigerufen werden konnte, hatte sich der mordsüchtige Sklave ein zweites Messer in den Leib gestossen. Ein anderer Schwarzer Namens Felix, Sklave einer Person in der Straße do Rezonda zu Rio widersetzte sich dem Beschlusse seines Herrn, ihn nach den Campos zu schicken, dadurch, daß er, als die Stunde der Abreise kam, sich mit einem Beile bewaffnete und in ein Zimmer verschloß. Die zu Hilfe gerufene Wache kam in solchen Conflict mit dem Sklaven, daß er durch einen Schuß getödtet wurde. — Aehnliche Fälle berichten officielle Blätter von 1853, 54 und 55.

*) „Cor. merc.“, 3. Jan. 1853, 20. Jan. 1855 und 17. Sept. 1854.

Man kann hieraus entnehmen, welchen Grad der Fürsorge und humanen Behandlung man den Sklaven angedeihen lassen muß, um seiner eigenen Sicherheit genießen zu können, und um dadurch die schrecklichen Folgen der Verzweiflung und Rache, die nie ausbleiben, zu verschonen. Aber das geldgierige Interesse so vieler Sklavenbesitzer, die förmliche Wuth nach Reichthum und das abscheuliche Interesse, aus Menschenfleisch soviel wie möglich Nutzen zu ziehen, übertäubt die Furcht vor Rache. Das Tribunal des Jurados vom 8. Aug. 1854 erzählt wieder, was von glaubwürdigen Personen berichtet wurde.

Ein gewisser Julio J. Barroso hatte einen Sklaven Namens Juliao, 14—16 Jahre alt, seinem Geschäfte nach ein Maurer, der seinem Herrn täglich 4 Francs bringen mußte. Nach einiger Zeit fiel es diesem Herrn ein, daß sein Schwarzer mehr verdienen könne, weil er reinlich und gut genährt aussehe. Am Ende der Woche zeigte ihm sein Herr an, daß, da er gut genährt aussehe, er auch mehr verdienen müsse und trug ihm auf, täglich 6 Fr. zu bringen. Der Sklave suchte seinem Herrn zu beweisen, daß er dies wohl verdienen könne, aber dann nicht mehr im Stande sei, sich selbst zu verköstigen und zu kleiden; daher wäre es gerecht, daß sein Herr dies übernehme. Sein Herr lehnte sich aber nicht daran, drohte ihm mit dem Correctionshause, wenn er nicht täglich 6 Fr. bringe, und warf ihn zur Thüre hinaus. Am Ende der nächsten Woche kam der Schwarze und überlieferte für je einen Tag 4 Fr., worauf ihn sein Herr in das Gesicht schlug. Der Sklave äußerte, daß er nicht mehr verdienen könne, außer er müsse Hungers sterben. Sein Herr möge sich selbst bei seinem Meister erkundigen, es verdiene selbst ein Weisser dort nicht mehr. Sein Herr aber schickte ihn in das Correctionshaus und ließ ihm 100 Peitschenhiebe ordiniren. Nachdem er abgestraft und seinem Herrn zur Heilung seiner Wunden zurückgeführt wurde, war er 3 Wochen über arbeitsunfähig. Nach seiner Wiederherstellung

wußte der Schwarze sich keine andere Hilfe zu verschaffen, als sich an den Polizeidistrictskommissär zu wenden, der ihn wohl anhörte, aber auch zugleich aussprach, er könne sich in die Angelegenheiten eines Sklaven mit seinem Herrn, der reich und mächtig sei, nicht mischen; er wolle ihn jedoch dem Polizeichef vorstellen, um Abhilfe zu erlangen. In Begleitung eines Sergeanten wurde der Sklave mit der Aufforderung des Chefs der Polizei, denselben menschlicher zu behandeln und nicht Ueberleisbares von ihm zu verlangen, zurückgeführt. Der Herr schickte seinen Sklaven wieder zur Arbeit mit der Drohung, daß er nicht nachgebe und zumal jetzt unsoweniger und sollte er ihn ganz aufopfern, wenn er nicht 6 Fr. täglich überbringe. Der Schwarze, in der größten Verzweiflung, weil er nirgends Hilfe noch Gerechtigkeit erlangt hatte, beschloß solcher Unmenschlichkeit sich zu widersetzen und derselben ein Ende zu machen. Am Ende der Woche erschien der Sklave vor seinem Herrn, legte für je einen Tag 4 Fr. auf den Tisch hin und bat seinen Herrn Einsicht zu haben und ihn nicht grausam zu quälen, da er gezwungen wäre, bei Mehrlieferung Hungers zu sterben. Aber ohne ihn vollends anzuhören, schlug ihn sein Herr mit der Faust nieder, nahm einen Prügel und schlug auf ihn los. Der sich wehrende Sklave zog sein Messer und rannte in der größten Verzweiflung seinem Herrn dasselbe in den Leib.

Die Kinder der Sklavinnen, die sehr oft von den Besitzern derselben gezeugt sind, werden, auch dann wenn aus der Ehe von abhängigen Sklaven Kinder entstehen, Eigenthum des Besitzers und müssen von den Eltern, wenn sie freigelassen werden wollen, losgekauft werden. Selbst dann, der Fall ist oft vorgekommen, wenn die Sklavenbesitzer die Erzeuger solcher Sklaven Kinder sind, müssen die Mütter ein Loskaufgeld für ihre Kinder herbringen. So berichten uns die „noticias diversas“ vom 18 Febr. 1856 im „Mercantil“ unter dem Titel „Herz von Eisen“ einen Fall, der von der Gefühlosigkeit mancher Sklavenbesitzer hinfäng-

liches Zeugniß gibt. „Es sind 20 Jahre, daß ein Barbar eine Sklavin besitzt, welche mehrere Kinder von ihm hat und dieselben leben in der Sklaverei. Diese armselige Schwarze hat oft und inständig ihren Herrn um Freilassung; aber die 20 Jahre des angestrengtesten Dienstes, der Anblick seiner eigenen Kinder, nichts konnte den harten Mann bewegen, ihnen die Freilassung unentgeltlich zu ertheilen; er war unverschämt genug, von der Sklavin 1000 Thlr. für die Freilassung zu verlangen, die sie natürlich nicht bezahlen konnte.“

Mit der größten Habgier suchen derartige Sklavenbesitzer die leibliche Frucht ihrer Sklavinnen zu erhaschen, um aus deren Verkauf, wenn die Kinder etwas herangewachsen sind, große Summen zu erzielen. Das Muttergefühl zum Sproßling ihrer Liebe ist bei Schwarzen wie bei Weißen gleich, und mit demselben unaussprechlichem Gefühle der so wahren Innigkeit und gesättigten Freude, mit welchem die Weiße ihrem neugeborenen Kinde den Kuß der Liebe und Sorge auf die Wangen preßt, mit demselben Gefühle herzt die schwarze Sklavin ihre Frucht an der bewegten Brust. Man erkläre ja nicht Sklavinnen solcher Gefühle baur; Leiden und Knechtschaft fetten die Sklavin oft mehr an ihr Kind, als Reichthum und Brunksucht dies vermögen. Welchen Schrei der innersten Wehmuth und des Entsetzens, welche wahnstunlige Gebarden gewahrten wir nicht am 8. Febr. 1856 in einem Hause der Straße do Lavradio in der Hauptstadt! Es waren Rufe des Kummers und größten Grames, die je eine menschliche Brust ausstoßen konnte. Es war der Schrei einer Mutter, die den Himmel und die Erde um Hilfe bat gegen die grausame Brutalität, mit welcher man ihr aus den Armen das theuerste Pfand genommen. O mein theuerstes Kind, rief sie aus, mein Alles, gebt mir mein Kind wieder! — Man konnte von der Seite des Nachbarhauses in das Haus, aus welchem diese Jammerrufe ertönten, sehen, und bemerkte dort eine Frau mit der Peitsche in der Hand hin- und her-

gehen. Als bald öffnete sich die Thüre und man trug ein schwarzes Kind heraus, welches man in ein anderes Haus der Nachbarschaft verbrachte. Des Jammers nahm es gar kein Ende mehr, und man konnte nur soviel aus den Nachforschungen der zufällig herbeigekommenen Polizeisoldaten erfahren, daß das Kind verkauft wurde. Die unglückliche Mutter sah man nach Fortschaffung mit zusammengefalteten Händen ihre Herrin bitten, sie wälzte sich auf dem Boden mit verdrehten Augen, bittend um die Frucht ihres Leibes. Die herbeigekommenen Polizeimänner mischten sich aber nicht in diesen entwürdigenden Scandal und entfernten sich mit der Aeußerung: hier ist kein Mord begangen. Kurze Zeit darauf wurde das Mädchen aus dem Hause herausgeführt, und unter den jammervollsten Rufen in das Correctionshaus abgeführt, wo sie noch dazu gezüchtigt wurde. Siehe übrigens den „Cor. merc.“ 12. Febr. 1856. Hat ja diese Arme doch nichts weiter verlangt, als die natürlichen Rechte einer Mutter!

Der gelehrte und sehr großes Ansehen in Brasiliens Hauptstadt genießende, menschenfreundliche Arzt Dr. Idefonso Gomes sagt selbst öffentlich in den officiellen Blättern aus, daß Onkel Toms Hütte nichts wäre im Vergleiche mit der Immoralität und Grausamkeit so vieler brasilianischer Sklavenbesitzer, und daß dieselben würdige Nachkommen europäischer Galeerensträflinge wären. (Er erzählt*): Vor einigen Tagen wurde ich zu einem unglücklichen Mädchen gerufen, das am Sterben war. Ich fand eine Sklavin, beinahe wie ein Leichnam aussehend, im Bette liegen, sie war gegen 20 Jahre alt, und konnte ihrer Gesichtsfarbe nach sehr gut für weiß passiren. Dieselbe war aus einer der entferntesten Provinzen des Landes gekauft, und seit 5 Wochen ihres Hierseins betrübt und traurig, ohne zu essen, ohne zu schlafen.

*) „Cor. merc.“, 3. Juni 1855.

Nachdem sie zu einziger Bestimmung gekommen war, und ich sie um die Ursache ihrer Krankheit und ihres Kummers gefragt, sagte sie mir unter Thränen, sie sei in einer der größten Provinzen geboren und erzogen und von ihrer Herrin mit der größten Liebe, wie ihr eigenes Kind, behandelt worden. Noch vor ihrem Tode habe ihre Herrin sie dem geliebten Neffen zur Sorge empfohlen. Dieser riß ihr aber ihr dreijähriges Kind aus den Armen und verkaufte sie selbst an einen Sklavenhändler. Ihre einzigen Ausrufe waren: wo ist mein Kind, wer kann mir Nachricht geben? Es war ja meine einzige Veruhigung auf dieser Welt!

Als ein trauriges Beispiel der Behandlung von Sklavinnen, die dem Gebären nahe sind, diene von den vielen nur folgendes: Im Jahr 1856 erschien eine schwarze Sklavin im Corridor unseres Hauses und legte sich vor Schmerz auf den Boden, um Hilfe und Erbarmen bittend; sie sei dem Gebären nahe und wolle in das Haus ihrer Kameradin gebracht sein, um ohne Furcht gebären zu können. Sie erzählte uns unter Thränen, daß ihre Herrin eine ihrer Sklavinnen, die dem Gebären nahe war, gleich aus dem Hause jagte, unter der Androhung der barbarischen Züchtigung, daß, wenn sie in das Haus zurückkehre, sie ihr Kind mit zusammengebundenen Händen zurückbringen müsse.

Derartige Behandlungen schwangerer Sklavinnen hat die schlechteste Demoralisation im Gefolge und öffnet vielen Verbrechen eine weite Gasse. So mußte am 13. Aug. 1856 *) eine Sklavin trotzdem sie die Zeichen ihrer albbaldigen Geburt ihrem Herrn anzeigte, aus dem Hause gehen und Geschäfte für ihren Herrn besorgen. Dieselbe wurde mitten auf der Straße von den Weibern befallen und gebor im Vorsein eines Hausens von Straßennegern.

Solche Fälle sprechen der Moralität öffentlich Hohn! Rindere

*) Siehe auch „Cor merc.“, 15. Aug. 1856.

ausfetzungen an den Stufen von Kirchen und Kindesmord sind nicht selten, wenn auch die öffentliche Wohlthätigkeit der „Misericordia“ sehr dagegen anzukämpfen sucht. Es war eine Zeit, wo der Sklavenhandel ungescheut an den Küsten des Reiches getrieben wurde und in welcher die öffentlichen Blätter Nachricht gaben von den vielen Erscheinungen von Cadavern, die an den Meeresufern Brasiliens ausgeworfen wurden. Es waren die Leichname derjenigen Neger, welche in den Sklavenmagazinen der Hauptstadt, deren es viele gab und in welchen die Sklaven zu Hunderten dicht gedrängt sich befanden, — gestorben sind. Mit Abnahme des Sklavenhandels ließen diese Erscheinungen wohl etwas nach, aber es trat an ihre Stelle Kindesmord und Kindesausfetzung. Wer weiß, ob nicht thierisch gestimmte Sklavenbesitzer, um ihre Sklavinnen, die Mütter geworden sind, mit Vortheil als Ammen vermietthen zu können, nicht oft die Neugeborenen, um sich der Pflege zu entheben, dem Meere übergeben? „Corr. merc.“, 18. Juli 1855.

Denjenigen, welche mit den Verhältnissen des Findelhauses in der Hauptstadt des Reiches unbekannt sind, geben wir folgende Notizen an die Hand. Die Eigenthümer von Sklavinnen suchen, wie bekannt, aus dem Menschenflesche durch Arbeit, Verkauf und Vermietthung den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, und vermietthen namentlich solche Sklavinnen, welche erst Mütter geworden sind, an Privote um den monatlichen Preis von 20—30 Thlr., bei welchen sie 1—1 $\frac{1}{2}$ -Jahr vermietthet bleiben. Nachdem diese Ammen wenig oder gar keine Milch (man verzeihe diesen Ausdruck) mehr haben und von den Mietthern zurückgeschickt worden sind, geht die Gahgter der Eigenthümer solcher Ammen noch so weit, daß sie dieselben noch einmal in das Findelhaus für 5—6 Thlr. monatlich vermietthen. Man läßt sich leicht denken, daß sowohl durch dies nochmalige Vermietthen als durch den Umstand, daß auf eine Amme bis 12 Kinder zum Säugen gerechnet werden, die darin befindlichen Kinder, dem Hunger und der Auszehrung

erlegend, aufgeopfert werden. Die Größe der Sterblichkeit in dem Findelhause zu Rio Janeiro, in welchem immer 500—600 Kinder sich befinden, ist allbekannt, und man kann mit Gewißheit 90 pCt. annehmen. Sie überstieg manches Jahr schon 95 pCt. Eine andere Speculation der Eigenthümer solcher Ammen besteht darin, daß sie die Kinder derselben, um die Mütter von der Pflege des Kindes abzuweisen und sie selbst als gute Amme schnell vermlethen zu können, sogleich in das Findelhaus schicken, wo sie alsbald sterben. Wird nun eine solche Amme nach langer Vermlethung an Private in das Findelhaus endlich vermlethet, so findet sie ihr eigenes Kind nicht mehr am Leben. Daher werden solche Ammen boshaft und rachefüchtig und suchen ihre Wuth an den übrigen, ihnen zur Verpflegung übergebenen Kindern auszuüben, die sie von sich stoßen und ohne Nahrung aufopfern. — Der Senator und kaiserliche Leibarzt Dr. Jobim erklärte bei Gelegenheit der Besprechung der großen Sterblichkeit im Findelhause, öffentlich in der Senats Sitzung: ich muß es zur eigenen Schande des Landes öffentlich aussprechen, daß die Habgier und Speculation mit solchen Ammen eine Menschenaufopferung im Gefolge hat, die als ein großer Krebschaden und als großes Unglück des Landes betrachtet werden muß.

Zur größten Ehre gereicht es den Fluminensern, die unermüdlich im Trocknen der Thränen und Linderung der Knechtschaft wirken, daß sie unter vielen materiellen Opfern der Menschheit wahrhaft große Dienste leisten. Wo es gilt, Opfer für Loskaufung begabter Kinder zu bringen, wenden sie alles Mögliche an, die Großmuth und Barmherzigkeit edler Menschen anzufragen und sie um Unterstützung zur Loskaufung solcher Kinder zu bitten. Sie benützen persönliche Einwirkungen, sowie die Presse *) für Erreichung ihres liebevollen Zweckes, und erlangen dadurch Mittel,

*) Siehe „Corr. merc.“ 27. Jan. 1855, 15. Aug. 1855 u. u.

manches gefahrdrohende Ereigniß abzuwenden. Und nicht selten
bedmag ihre liebevolle Fürsprache im Verein mit edel denkenden
und menschenliebenden Kaufleuten die Summe von 1000 Thln.
für einen jungen Sklaven, dessen Loskaufung seiner vorzüglichen
Eigenschaften wegen wünschenswerth und vortheilhaft erscheint,
aufzubringen.

III. Auswanderung nach Brasilien und Colonisation.

Grund und Boden konnte ursprünglich Jeder benützen, denn die Erde war herrenlos. Ein gemeinschaftliches Eigenthum aller Menschen an der ganzen Erde, gab es nicht. Die Erklärung der Art und Weise wie überhaupt Eigenthum entstand, wird berweisen, daß man eigentlich die Möglichkeit auf der herrenlosen Erde Eigenthum erwerben zu können, mit dem wirklichen Eigenthum bei jener Voraussetzung verwechselte. Im herrenlosen Zustande konnte aber die Erde nicht lange bleiben. Sobald der Mensch anfing, sie zu benützen und thätig auf sie einzuwirken, trug er sein individuelles Wesen, oder seine Persönlichkeit auf dieselbe über und fing in derselben gerade so zu existiren an, wie in seinem eigenthümlichen Körper und in seinem übrigen Sachvermögen. Sowie nun Jemand in diesem Grund und Boden zu existiren anfing, mußten ihn alle übrigen nicht nur an sich, in seinem eigenthümlichen Leib und in seinem übrigen Sachvermögen, sondern auch in diesem Grund und Boden als Person respectiren, und darauf gründet sich dann das ausschließliche Eigenthum desselben, als des ersten Erwerbers. Wo nun die einzelnen sich in ein solches Verhältniß zum Grund und Boden setzten, da entstand das Privateigenthum an demselben. Vereinigten sich nun mehrere solche Private zu einer Einheit und bildeten eine Gemeinde, so mußte nothwendig

das, was beim Entstehen des Grundeigenthumes noch nicht Privateigenthum war, und doch zur Einheit und zum Ganzen des Gemeindebezirkes gehörte als Gemeindecigenthum angesehen werden. Was endlich weder Privat- noch Gemeindecigenthum war, und doch in den Umfang des Vaterlandes, d. h. jenes Theiles der Erde lag, über welchen sich die Persönlichkeit einer individuellen Staatseinheit erstreckte, wurde Staatsgut oder Staatscigenthum *).

Die im Grunde und Boden schlummernden Naturkräfte müssen eine Veranlassung zur Hervorbringung derselben haben, und diese Veranlassung ist der Mensch. Als in frühesten Zeiten die Anzahl der Privateigenthümer an Grund und Boden nicht so groß war, um die einer Corporation, einem Staate einverleibten Gründe und Boden mit Erfolg bebauen und die Kräfte desselben bestmöglichst benützen zu können, sie zu erweitern und zu vermehren, legte man Colonieen an, d. h. man machte öde Gegenden urbar und gab ihnen einige Bewohner, welche sie bearbeiten, benützen, überhaupt cultiviren sollten. Fast jedes Land hat einige Strecken, welche unbenützt liegen geblieben, weil entweder die zur Cultivirung nöthige Menschenkraft unzureichend ist, oder weil sie nicht fruchtbar genug und zum landwirthschaftlichen Betrieb unbequem und gewinnlos erscheinen.

Und so hat Brasilien viele weite Strecken, die bis heute aus Mangel an culturfähigen Arbeitern unbenützt oder nach einer kurzen Aernie verlassen werden, um die Kräfte der besseren Strecken auf mehrere Jahre gewinnreich auszubeuten, wie es namentlich bei den Kaffee-Plantagen der Fall ist. Dieses unermessliche Reich, welches ungefähr etwas größer als $\frac{2}{3}$ von Europa ist, hat auf einem Gebiete von 144,550 Q.-M. (nach Berghaus) etwas über 6 Mill. Einwohner **). Das Ländergebiet Brasiliens gehört zu

*) Oberndorfer, System der Nationalöconomie, S. 159.

**) Reybaud hat wahrscheinlich das 1 für 7 gehalten und gibt 740,000 Q.-M. an, was ungefähr soviel Land wäre, als beinahe der ganze Flächen-

den unbekanntesten des amerikanischen Welttheiles und hat wenige Geographen gefunden, die es erschöpfend beschreiben konnten. Der Boden Brasiliens ist reich und ergiebig und werden auf demselben meist Kaffee, Zuckerrohr, Reis, Bohnen, Kartoffeln, Tabak, Baumwolle, Mandioca u. gebaut. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hatte man in Brasilien eine scheue Aengstlichkeit gegen die Einwanderung von Colonisten bewahrt; als aber die Civilisation in Brasilien Licht zu verbreiten suchte und namentlich der Handel mit den ihrem fruchtbaren Boden abgewonnenen Produkten gewinnreich zu werden anfang, wendeten Eingeborene und Portugiesen alle Mühe an, ackerbautreibende Menschen zu erlangen. Sie wendeten sich an das in vielen seiner Gebiete uncivilisirte Afrika und kauften sich Menschen, die mit ihrer Hände Arbeit den ergiebigen Boden kultiviren mußten. Als aber später der äußere Sklavenhandel abgeschafft und durch englische Schiffe controlirt wurde, entstand eine Lücke von Landbauern, die heutzutage durch Einwanderung von Colonisten gefüllt werden soll. Arbeit und immer Arbeit ist das Loosungswort in Brasilien, und mancher, der sein Vaterland aus Ueberdruß verließ und dort ein besseres Loos hoffte, lernte erst arbeiten, und zwar soviel arbeiten, daß er in seinem Vaterlande mit der Hälfte seiner Leistungen einem besseren Wohlbehagen sich hätte überliefern können. Man sucht in Brasilien weniger Handwerker als Landbauer, da die Cultur des Bodens dort gewinnreicher ist, als die Fertigung anderer industrieller Erzeugnisse, die durch die Nähe gewerbetreibender Staaten sowohl, als auch durch die leichteren Communicationswege Portugals, Englands und Frankreichs leichter und billiger eingeführt werden können.

raum Afriens. Und der „Grenzbote“ druckt es nach!!! Auf diesem Gebiete gab es 1818 3,617,000 Einwohner, deren größter Theil aus Negerklaven bestand, nämlich 1,728,000. Mischling-Sklaven 426,000, also waren auf jeden Eingeborenen und ange siedelten Europäer, wenn man die Zahl der freien Neger an 160,000 abzieht, 2 Sklaven zu rechnen.

Brasilien kann nur aus seinem Exporte an Bodenproducten, die anderen Staaten mit ihrer klimatischen Lage unvereinbar nicht erzeugen können, vortheilhafte Gewinne ziehen. Es gibt dort einige Plantagenbesitzer, die Kaffee und Zuckerrohr einem Boden abgewinnen, der zweimal so groß als das Königreich Bayern ist, und welche in ihrem Vermögen nach der Anzahl ihrer Sklaven abgeschätzt wird. Es ist nicht selten, daß einige Plantagenbesitzer über 2500 Sklaven besitzen.

Die einzelnen Auswanderer, welche sich zur Emigration nach Brasilien entschließen wollen, sei es aus Unbehaglichkeit in ihrer Heimath, aus Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen ihres Vaterlandes, oder aus Hoffnung sich einen besseren Verdienst dort zu bereiten, mögen ja bedenken, welchen Schritt sie dadurch begeben, und unseren Ansichten, die wir ihnen über die Colonisation in Brasilien folgend darlegen, ein williges Ohr leihen.

Noch mehr aber wollen wir die Aufmerksamkeit namentlich der deutschen Regierungen darauf verweisen, damit ihnen dadurch Gelegenheit gegeben werde, väterliche Warnungen den Träumereien ihrer Landeskinder entgegenzusetzen. Möge unser Zweck dieser Briefe „den Anpreisungen so vieler Abenteuerer entgegenzutreten, und Wahrheit in ihrem Lichte ohne Täuschung erscheinen zu lassen“ nicht verkannt werden. Ist ja doch der Deutsche als fleißiger Landbauer in vielen Theilen der Erde gepriesen, und zumal in Nordamerika gleich an der fleißigen bebauung seines Grundes, an der öconomischen Einrichtung seiner Farmen kennbar; kann man es der brasilianischen Regierung verdenken, wenn sie ihr Augenmerk auf das überbevölkerte und auswanderungslustige Deutschland richtet?

Aber nicht allein den fleißigen, sondern auch den schwärmerisch gestunten Deutschen, welcher sich durch die freie Verfassung Brasiliens angezogen fühlt, wollen wir hiermit auf die Schwierigkeit seiner Existenz in diesem Reiche aufmerksam machen. In der

Regel liegen bei allen Colonisations-Unternehmungen, die größten Schwierigkeiten in den Unternehmern selbst. Denn nur zu oft wollen Menschen, die durch ihr unstätes und faules Wesen schon in ihrem Vaterlande nicht fortkommen konnten, auf einmal in einem fernen Welttheil poetische Hirten und Landbauer werden; Menschen aus allen Theilen Deutschlands, von verschiedenartigster Erziehung, Gewohnheiten, Ansichten und Charakteren glauben, unkundig der Sprache, der Bebauung des Bodens und unkundig der inneren Verhältnisse des Reiches, sich einen festen behaglichen Wohnsitz aufschlagen zu können. Diese Enthufasteten, sagt Hellichs-
mann*), welche zunächst nur von „grünen Teppichen der Natur, von mit Seidenlaub begabten Bäumen, von balsamischen Düften der freien Luft, in welchen der Mensch erst fühlt, daß er Mensch ist“, träumen und ihre poetischen Ergießungen so lange fließen lassen, als ihr Geld dauert, — solche Schwärmer werden nach Ausgabe ihres Geldes gezwungen, so manche Bedürfnisse, welche sie sich seit ihrer Jugendzeit angewöhnt hatten, aufzugeben. Werden dann diese Menschen unwiderruflich gewahr, daß alle die früher auf dem Papiere so schön lautenden Principien in der praktischen Ausführung nichts taugen, dann fangen sie am Ende auch wohl an, praktisch zu werden, denn sie sehen ein, daß es nicht anders geht. Leider aber kommt dann die Erkenntniß gewöhnlich zu spät — und ist einmal die poetische Politur durch das rauhe praktische Alltagsleben abgerieben, dann werden die Selten solcher unpraktischer Individuen oft so rauh und ungeschliffen, daß wir das mechanische Gesetz auch bei ihnen bewährt finden, es müsse Hitze entstehen, wenn man rauhe Körper miteinander reibt.“

Das deutsche Element, das selbst bei auswärtigen Großmächten sehr mühevoll zur Geltung gebracht werden kann, ist in Brasilien am allerwenigsten geachtet, wozu die Deutschen, die dortigen deut-

*) „Der nordamerik. Landwirth“, S. 370.

schen Diplomaten und Consularagenten vieles beigetragen haben. Der Deutsche kann dort nur müheroll sein. Verlangen von dem Consuln, welche meistens Kaufleute sind und meistens Vormittags ihre Geschäfte besorgen und Nachmittags auf ihren in der Nähe der Hauptstadt befindlichen Landsitz zurückkehren, befriedigt sehen und bei dem schleppenden Gange der Administration und mangelhaften Justizpflege erst nach Monaten, ja selbst nach Jahren Gerechtigkeit erlangen. Wir könnten Beispiele anführen, daß sich deutsche Consuln oft vor ihren Landsleuten verläugnen ließen, weil eben der Deutsche eine schmachvolle Rolle dort spielt. Aus den Schnapsläden sahen wir Landsleute auf uns hertaumeln um Gabe ansprechend. Zertrissen und zerlumpt fechten viele Deutsche in den Straßen herum, so daß uns ein Gefühl des Kummers und der Schande besiel. Der Deutsche bequemt sich in Brasilien selten zu einer sflavischen Arbeit, und wird dadurch, weil alle niederen Arbeiten von Sklaven meist verrichtet werden, brodlos und ausschweifend.

Eingegangene Verpflichtungen der brasilianischen Regierung gegen Deutsche wurden bisher wenig, und wenn auch, erst nach einer Reihe von Jahren erfüllt. Wir erinnern hier vorübergehend nur an das Schicksal der geworbenen Truppen aus Deutschland aus den Jahren 1824—30, von denen die meisten nach Auflösung ihrer Regimenter, ohne ausbezahlten Sold, die niedrigsten Arbeiten verrichten mußten, so daß viele, entblößt von dem Nothwendigsten, das Verbrechen des Kirchenraubes in der Provinz Rio Grande begingen, wo sie über 20 Kirchen förmlich ausraubten, um dem Hungertode zu entgehen.

Eine solche Zurücksetzung des deutschen Elementes kann nicht geheim gehalten werden, und wir glauben, daß als ein vorzüglicher Grund dieser Verachtung das in Brasilien mit scharfen Augen angesehene Rechtsgefühl des Deutschen betrachtet wird, und stimmen ganz mit Kerst (brasilianische Zustände, S. 54) überein, welcher sagt: „Das

lebendige Rechtsgefühl der Deutschen sträubt sich mit Recht dagegen, in der neuen Heimath, die der Deutsche aus einer Wildniß zu einem civilisirten Land umzugestalten hilft, das Regierungsobject und willenlose Werkzeug einer Rasse und Race sein, die nichts vor ihm Voraus hat.“

Und wenn die Regierung die Colonisation zu befördern wünscht, warum wendet sie sich nicht an das Zunächstliegende, an die Civilisation der Eingeborenen, der Indianer? Ist die Mehrzahl dieser Indianer der Civilisation unzugänglich? Wir haben hinlängliche Beweise, daß dieselben sich, mit Ausnahme der wilden Indianer, leicht civilisiren lassen. Wir können daher mit dem Ausspruche so mancher Gelehrten nicht übereinstimmen, daß die Indianer einer Theilnahmlosigkeit verfallen sind, aus der sie sich nicht emporzuheben vermögen. Würde Regierung und Volk nur die geeigneten menschlichen Mittel zu deren Civilisation gebrauchen und Liebe säen, anstatt ganze Dorfschaften (Aldeas) der Indianer niederzubrennen, um sie leichter unter das Joch der Sklaverei bringen zu können! Nicht selten kommt es vor, daß Indianer aus dem Innern ihrer Wälder in Provinzen und Städte um Nahrung und Werkzeuge bittend, kommen. Am 4. Mai 1854 kamen mehrere solche halbverhungerte Indianer in der Linhares an und baten um Hilfe, welche ihnen durch Verabreichung von Nahrung, Kleidung, Werkzeugen und Geld zu Theil wurde. Unter Bezeigung des größten Dankes kehrten dieselben wieder zurück.

Wenn die zukünftige Wohlfahrt Brasiliens vom Gedeihen der Agricultur abhängt und die Slaveneinfuhr wegen Wachsamkeit der englischen Kreuzer nicht mehr in so großem Maße stattfinden kann als früher, so wäre es für die brasilianische Regierung viel ehrenhafter, mit ruhigem Charakter versöhene Indianer zu civilisiren, deren oft gemachte Anerbietungen anzunehmen, den Ausfall von Sklaven durch sie zu decken oder ihnen zur Colonisation behilflich zu sein. Man könnte sich ganze Stämme abhängig machen

und aus ihrer Arbeit großen Nutzen ziehen. Der Präsident Zacarias de Góes äußerte selbst in seinem Relatorium in der Provincialstände-Versammlung von Paraná im September 1854: „Es ist eine Calamität, daß in dieser Provinz, wo es Tausende von Indianern gibt (in der Gegend von Guarapuava sind allein über 10,000 Indianer), von der Regierung für dieselben nichts gethan wird, nicht eine einzige regulirte Bevölkerung findet man dort, keine Behörde, keine Schule, überhaupt keine Anstalt, die für die leiblichen und geistigen Bedürfnisse derselben sorgt. Ein Stamm von der froquezia de Palmas, der ungerechter Weise von Guarapuava vertrieben wurde, befindet sich dort im größten Elend, ohne Land, ohne Nahrungsmittel. Das Oberhaupt dieses Stammes besuchte mich in Begleitung von 13 seiner Untergebenen und hat um Welle, Hacken und Flinten zur Vertheidigung gegen die Ueberfälle der wilden Indianer, um 2 Ochsen, die benötigt wären zum Baue eines großen, gemeinschaftlichen Wohnhauses u. Da ich ihrer Bitte Gehör gab, zogen sie unter Bezeigungen des Dankes weiter. Ich habe der Regierung unter Andeutung der nöthigsten Mittel für deren Civilisirung Bericht darüber erstattet, und benannte noch dabei einen Mann, der zum Generaldirector dieser Indianer befähigt erschiene. An den Grenzen von Matto-Grosso existiren andere Indianer gutmüthigen Charakters und dem Landbaue ergeben. Für die Größe dieser Provinz ist die Bevölkerung sehr klein und man würde aus der Arbeit der daselbst zerstreut lebenden und ohne Beschäftigung herumziehenden Indianer sehr großen Nutzen für das Land erwarten können, sobald dieselben nicht mit Gewalt unterjocht, sondern durch den Segen des Christenthumes emporgehoben würden.“

Zum Beweise unserer obigen Behauptung fügen wir noch einiges aus dem Relatorium des Ministers Pedreira, in der Sitzung vom 6. Oct. 1854 vorgelegt, bei. Er sagt: „Bis heute wurde wenig für die Civilisation der Indianer geleistet; das religiöse Element,

welches das einzige Mittel ist, diese Leute emporzuheben, wurde aus Mangel an Missionären vernachlässigt und daher wenig gepflegt. Das Meiste neben den Einflüssen des Christenthumes würde von der Einsicht und Klugheit der in diesen Aldéas (Ortschaften der Indianer) ernannten Directoren abhängen; allein dieselben haben keine Besoldung und nur militärische Ehrenstellen und könnten nicht dort wohnen“. Streitigkeiten zwischen den Missionären und Directoren, fährt er fort, hätten sehr viel zum Verfall der Indianer-Cultivirung beigetragen und wirke sehr nachtheilig auf den Staat, dem sehr viel Nutzen aus der Annäherung dieser Indianer für die Agricultur erwachsen könnte; zumal da in den Provinzen Alto Amazonas und Pará allein über 100,000 solcher dem Landbau zu gewinnenden Individuen sich befinden. Es hätten sich, zumal aus der Provinz Pará öfter schon sehr viele Indianer eingestellt und um Aufnahme gebeten. In die Provinz Maranhao seien Anfang des Jahres 1854 über den Fluß Mearim verschiedene Gruppen Indianer, über 2000 Mann stark, gekommen und hätten um Fürsorge gebeten, welche ihnen der Präsident der Provinz zugesprochen habe. Diese Leute seien friedlichen Charakters und arbeitsam; ebenso hätten sich in der Provinz Paraná viele Indianer, über 600 gestellt, welche über den Fluß Tibagi gekommen waren.

Wohl mag die brasilianische Regierung Gründe haben, die Civilisation ihrer eingebornen Indianer zu hemmen, und die europäische, zumal die deutsche Einwanderung zu benützen. Sie selbst ist von dem Principe, die Colonisation ausschließlich selbst zu leiten, zurückgekommen, denn sie war in der Ausführung, trotz der vielen materiellen Opfer, nie glücklich und die vielen wegen ihrer Säumnisse hervorgerufenen Klagen haben ihre Lust sehr geschwächt.

Die 38 Familien, welche im Jahre 1828 von Deutschland nach Brasilien engagirt wurden, landeten in Armacao, wo sie in der Provincialhauptstadt 9 Monate lang auf Kosten der Regie-

rung unterhalten wurden *). Nachdem sie ihrer endlich überdrüssig war, beschloß die Regierung mit denselben einen Landbebauungsversuch auf einer ihnen unbekanntem Insel in der Provinz Espiritu Santo zu machen und sie dahin verschiffen zu lassen. Unter diesen Familien befand sich eine, deren Haupt ein Mann von bestem Herzen und Eigenschaften, seines Gewerbes ein Schneider war. Dieser wußte sich beim Capitän des sie auf diese Insel verbringenden Schiffes wegen seiner Bildung und Erweisung von allerlei Artigkeiten und großen Fleißes so beliebt zu machen, daß der Capitän Mitleiden mit dem Schneider und dessen Familie hatte und ihm vertraulich mittheilte, daß die Insel, wohin sie verbracht werden sollen, ein feuchtes und höchst ungesunds Klima beherberge; er gab ihm den Rath, sich mit seiner Familie krank zu stellen, damit er ihn am Hafen der Provincialstadt Espiritu Santo aussetzen könne; was auch geschah. Von dem Schicksale der übrigen auf die feuchte Insel verbrachten, haben wir nichts weiter gehört. Den Schneider lernten wir später als einen tüchtigen Geschäftsmann in Montevideo kennen.

Es ist wahr, daß es deutsche Colonien in Brasilien gibt, die in blühendem Zustande sich befinden und behaglichen Auskommens sich erfreuen, wie sich deren eine in der Provinz Rio Grande Namens St. Leopold, befindet und 10—12,000 Personen zählt. Dieselbe hatte verschiedene Schläge des Schicksales zu bestehen. Die 11 Jahre andauernde Revolution in der Provinz hatte früher die Entwicklung dieser Colonie sehr erschwert. Alle Männer der Colonie mußten sich bewaffnet einstellen und waren gezwungen, sich theils auf Seite der Regierung, theils zu den Revolutionären zu stellen. Sie zerstörten sich gegenseitig den größten Theil ihrer

*) Zu Ehren sei hier des allbekanntem damaligen Colonisten-Inspectors Miranda gedacht, der den armen Deutschen die dankschulbigsten Dienste leistete.

Besetzungen, wodurch ein großer Theil der Colonisten an den Bettelstab gebracht wurde, der übrige Theil war gezwungen im Militärdienste zu bleiben. Nachdem die Regierung 11 Jahre hindurch unmächtig war, diese Provinz zu überwältigen, war sie genöthigt, mit den Revolutionären zu unterhandeln und ihnen eine Geldsumme anzubieten. Durch den abgeschlossenen Tractat (bei dessen Verhandlung wir Augenzeugen waren) verpflichtete sie sich, alle Officiere und Chefs der Revolutionäre in ihren Chargen zu behalten und die 11jährige Besoldung nachzubezahlen, was ihr einige Millionen Thaler kostete. Auch traf es sich, daß viele Sklaven, die ihren Herren entflohen und bei den Revolutionären in Dienste getreten waren, frei wurden und viele sogar als Officiere beibehalten werden mußten. Die diese Sklaven zurückfordernden Plantagenbesitzer mußten ebenfalls von der Regierung entschädigt werden. Die armen deutschen Colonisten aber, die auf Seite der Revolutionäre dienten, wurden am dritten Tage entlassen, ohne die geringste Belohnung und Entschädigung für ihre ruinirten Ländereien, ohne Auszahlung ihres rückständigen 11jährigen Soldes erlangt zu haben. Dies letztere kann man dadurch beweisen, daß in der Provinzialhauptstadt Porto Alegre an allen Straßenecken und vorzüglich auf dem Markte von ihnen viele junge Officiere und sonstige Deutsche, voll Blessuren, einarmig und verkrüppelt Jedermann um Almosen anflehen sah. Unter diesen gibt es sogar deutsch-baronisirte ehemalige Officiere, die in den Schenken als Bediente und Handlanger dienen.

Ein Beweis, daß in einem Lande wie Brasilien, wo sich politische Parteien gegenseitig verfolgen und deren jede an's Ruhr zu kommen strebt, an politischen Reibereien kein Mangel, und daß der Fall nicht ausgeschlossen ist, daß wenn wieder Revolutionen entstehen sollten, die in den revoltirenden Provinzen angesehelten Deutschen gleiches Loos mit den Obigen haben würden. Keinesfalls scheinen die Provinzen Rio-Grande und die vorzüglich revo-

lutionär gestimmte Provinz Pernambuco den Deutschen zur Ansiedlung empfohlen werden zu können.

Die brasilianische Regierung, die nichts so sehnlichst wünscht als Colonisation, ist von dem ursprünglichen Principe, den Colonisten freie Passage und Ländereien unentgeltlich zu verabreichen zurückgekommen, und sucht nun durch die Presse, indem sie die Betreibung der Colonisation Privaten unter contractlicher Verbindung überläßt, die Ansiedelung in Brasilien im günstigsten Lichte erscheinen zu lassen. Vornehmlich haben deutsche und Schweizer-Blätter versucht, Vorurtheile (?) über Brasilien zu bekämpfen und die Ansiedelung nach dorten anzupreisen*).

Als der Baron Cayru im Auftrage der brasilianischen Regierung sich zu Wien mit einem der deutschen Sprache kundigen Secretär befand**) und einige Artikel in deutschen Zeitungen zu Gunsten der Ansiedelung in Brasilien erscheinen ließ, erschienen sogleich mehrere Familien in Wien auf der brasilianischen Gesandtschaft daselbst um Nachfragen und nähere Aufschlüsse über Brasilien zu erhalten. Baron Cayru, welcher alle diese Artikel aus seiner Tasche bezahlte, benachrichtigte den damaligen Minister des Auswärtigen in Brasilien von der Nothwendigkeit der Bekämpfung der deutschen Presse bezüglich ihrer Vorurtheile (?) gegen Brasilien, und wies darauf hin, wie nothwendig es sei, den Dr. Schmitt in Hamburg, der schon mehrere der Einwanderung nach Brasilien günstige Artikel habe erscheinen lassen, zu unterstützen und ihm ein bestimmtes Honorar zu geben, damit er fortfahre, zu Gunsten Brasiliens zu schreiben. (Wir wissen mit Bestimmtheit die Summe und das Handelshaus zu nennen, welches ihm die Auszahlung vermittelte). Der französische Journalist, Hr. Reybaud, hatte übrigens auch die Güte, wie schon im ersten Briefe bemerkt

*) „Corr. merc.“, 8. Oct. 1855.

**) „Corr. merc.“, 8. Oct. 1855.

wurde, eine nicht unbeträchtliche Summe für seine artige Lockspitze anzunehmen. Der jetzige brasilianische Generalconsul für Europa, Hr. Sturz, ist auch hierbei nicht zu vergessen und wir könnten noch Mehrere nennen.

Wenn es nun eine Regierung wahrhaft gut mit der Einwanderung meint, hätte sie dann nöthig Zeitungsschreiber und in Brasilien verdorbene Literaten zu unterhalten? Würden die aus Brasilien nach Deutschland gelangten Briefe die Sachlage in ihrem wahren Lichte nicht erscheinen lassen, so müßte sie dieses Mittel anwenden; allein die vielfach ergangenen Warnungen an Deutsche von Deutschen in Brasilien und die selbst in den officiellen Preßorganen dieses Reiches niedergelegten Thatsachen, die Aussprüche von Senatoren und Deputirten in den Kammerstzungen, sowie unseren eigenen langjährigen Erfahrungen lassen sich nicht durch ausgesendete Doctoren und Professoren wegemonstrieren.

Ein Minister erklärte uns vor zwei Jahren, „die Deutschen möchten doch nicht den Vorspiegelungen so vieler Betrügler Glauben schenken, welche dem Lande selbst oft vielen Schaden bringen.“ So sagt auch J. M. de Almeida im „Corr. mere.“ 20. Aug. 1854 öffentlich aus: „Wir wünschen nicht den großen Haufen von Abenteurern, die sich für kenntnißreiche Männer ausgeben und zu unserem Ruin unser Land betreten. Es ist wahr, wir brauchen Ausländer, aber nur um unser Land zu bebauen und unsere Production zu vervielfältigen, aber nicht nur öffentliche Stellen zu besetzen. Wir brauchen arbeitsame Landbauer; die Einwanderung, die uns dient, ist die der Arbeit ic.“

Private können wohl das Unternehmen der Colonisation leichter betreiben, da sie, wie Reybaud S. 107 meint, mehr das eigene Interesse dazu treibt. Wir glauben aber ganz anders, wir glauben, das Interesse des Plantagenbesitzers, der Mangel an Sklaven hat. Es kommt wohl sehr darauf an, welcher Compagnie

von Privaten für Colonisation man in die Hände fällt. Hier ein kleines Beispiel.

Vor 15—16 Jahren formirte sich eine Compagnie von Portugiesen und Brasilianern für Colonisation, welche ihr Depot an der Brassa passoo publico zu Rio Janeiro errichtete und worin die deutschen Colonisten nebst Weibern und Kindern, wie auf einer deutschen Postzeit zwischen Gittern förmlich eingeschperrt waren. Ihr Hunger und Elend war so groß, daß sie jeden Vorbeigehenden um Hilfe und Geld anflehten. An Hilfe deutscher Consuln war nicht zu denken; sie wurden, den Sklaven gleich, an den nächsten Besten gegen Bezahlung ihrer Passage und Unterhaltung abgegeben und mußten Sklavendienste verrichten.

Ebenso kam 1846 in der Hauptstadt ein Transportschiff mit Colonisten an, von denen der größte Theil ihr Passagegeld bezahlt hatte. Nachdem sie an die brasilianische Regierung sich um Versorgung gewendet hatten, wurden sie einer militärischen Ingenieurcommisslon übergeben, welche sie durch einen Officier zum Baue der Festung Ilha das cobras führen ließ. Gleich in den ersten Tagen ihrer Ankunft mußten sie sowohl bei drückender Sonnenhitze, als auch bei Sturm und Wetter, Steine tragen und wurden mit einer für ihre Anstrengungen unzureichenden Kost versehen. Diejenigen, die ihr Passagegeld bezahlt hatten, wurden endlich durch Fürsprache nach vieler und großer Mühe entlassen und vermietheten sich an Plantagenbesitzer im Innern des Landes. Vom Schicksale der Uebrigen aber haben wir nie mehr etwas erfahren.

Ein anderes Beispiel bietet uns die Ankunft eines Schiffes mit deutschen Colonisten im Hafen der Hauptstadt 1847. Diese deutschen Colonisten hatten ihre Passage bis nach Rio-Grande bezahlt, aber der Capitän setzte sie aus Mangel an Lebensmitteln (?) in Rio Janeiro an's Land. Auf ergangene Klagen vermochte aber der traurige Zustand der dortigen Regierung nicht, den Capitän zur Erfüllung seiner eingegangenen Verpflichtung,

die Deutschen nach Rio Grande, dem Orte ihrer Bestimmung, zu verschiffen, zu zwingen. Diese Colonisten, 300—400 an der Zahl, trieben sich, nachdem sie ihr wenig Geld verzehrt hatten, bettelnd in den Straßen der Hauptstadt 8 Monate lang herum. Man konnte besonders Weiber mit Kindern in Menge von Thür zu Thür ihr Brod betteln sehen; dies war besonders der Fall in den Straßen da Quitanda und Direita. Sie schlofen an der praia do Manuel, wo sie auch aus dem Abfall aus den Kaffeemagazinen ihr Frühstück bereiteten. Ein großer Theil derselben ging durch Fieber und andere Krankheiten zu Grunde. Sie wendeten sich mehrmals an die brasilianische Regierung mit dem Anerbieten, man möge sie auf ihre eigenen Kosten an ihren Bestimmungsort, wo sie Verwandte und Landsleute hätten und auf deren Vor-
 spiegelungen sie auch ausgewandert wären, hinüberschiffen lassen, worauf sie aber — auf brasilianische Manier — keine Antwort erhielten. Und erst als sie sich mit vielen Bittschriften an die Vermittelung des Kaisers gewendet hatten, entschloß sich das Ministerium, zuvor vom Präsidenten der dortigen Provinz Auskunft über den Stand der Colonisation und Ländervertheilung in Rio-Grande zu verlangen. Die Antwort dieses Präsidenten war folgende: Die dortige deutsche Colonie gedeihe sehr gut durch den Fleiß der Colonisten, auch seien hinlänglich Ländereien vorhanden, könne aber seinerseits nicht unterlassen, der Regierung anzurathen, keine Colonisten mehr dahin zu schicken, indem er den Zusammenfluß so vieler Ausländer als höchst gefährlich für den Staat betrachte.

Die armen Colonisten blieben also unberücksichtigt, und ihr Elend wurde so groß, daß nach der Aussage eines deutschen Arztes in einer Woche allein 84 Kinder an der praia do Manuel starben. Der Rest der Deutschen verdingte sich zu Sklavendiensten.

Als ein Beispiel ähnlicher schlechter Speculation führt uns der „Corr. merc.“ vom 13. Januar 1856 einen Fall, den ein

Augenzeuge beschreibt, vor. An diesem Tage kamen auf der portugiesischen Barke „Abelaide“ viele portugiesische Arbeiter in der Hauptstadt an, welche in ihrem Contract förmlich betrogen wurden. Der Speculant, welcher sie engagirte, bezahlte für Reisekosten und Nahrung im Voraus bis sie nach Santagallo kamen, 120 Thlr. für jeden verschifften Arbeiter. In Santagallo angekommen, müssen sie sich nach ihrem Contracte verpflichten, 3 Jahre um die Summe von 228 Thlrn., resp. um 60 Thlr. für's erste, 72 Thlr. für das zweite und 96 Thlr. für das dritte Jahr zu arbeiten. Diese wußten aber nicht, daß sie nur 108 Thlr. am Ende des dritten Jahres erhalten, weil der Herr ihnen die oben erwähnte Auslage von 120 Thlrn. per Kopf noch abzieht. Es kommen also 9 Kr. auf den Tag, was ungefähr ein Drittel von dem ist, was ein Sklave sich zurücklegen kann. Ebenso erzählt uns der „Cort. merc.“, 9. Aug. 1855, daß im Monate Juli d. J. auf der Fazenda de Atiró 50—60 Colonisten, Erwachsene und Kinder von einem gewissen Martim Affonso in das Eigenthum des José Cardoso de Menezes kamen. Sie erregten Erbarmen, denn Hunger und viele Arbeit hatte sie zu Grunde gerichtet, und wäre nicht die schnellste Hilfe, die sie von dem Eigenthümer der Fazenda und anderen Personen, besonders durch opfermüthige Thätigkeit des deutschen Arztes Dr. Altmfelder empfangen, dazugekommen, würden sie gewiß aufgesperrt worden sein. (Auch ein Factum des Ansehens von Colonisten in Brasilien und ein Beweis des so vielfach gepriesenen Wohlstandes derselben).

Auch hat die brasilianische Regierung versucht, Militärcolonieen anzulegen; den Zweck derselben und die Erwerbung ausländischer Colonisten für dieselben, können wir aus der Rede des brasilianischen Ministers des Innern in der Senatsitzung vom 1. Aug. 1854 erkennen. Er sagt unter anderem:

„Ich kann dem Systeme, unsere Ländereien, wenn sie gemessen und markirt sind, in kleinere Portionen zu zertheilen und zu ver-

kaufen, nicht bestimmen und fürchte daß dieses System, wenn es angewendet wird, keine längere Dauer haben wird, als ein ähnliches, welches in Nord-Amerika und England früher eingeführt war. Man muß sich vornehmlich bestreben, Belohnungen den Einführern von Colonisten auszugeben, sobald sich Letztere als brave Arbeiter gezeigt haben; man muß solche Compagnien unterstützen, die auf ihre Rechnung Colonisten einführen, die man dann unter die Fazendaibesitzer vertheilt und contractlich zum Dienste verbindet. Bis jetzt aber findet es die Regierung nicht klug, auf ihre Rechnung Colonisten kommen zu lassen, die man unter die Fazendaibesitzer vertheilt; denn wenn die Regierung dies allein übernimmt, um den jetzigen Mangel an Landbauern zu ersetzen, würde sie in viele Unannehmlichkeiten mit den Plantagenbesitzern gerathen, deren Klagen über Zurücksetzung oder deren Verlangen nach Arbeitern die Regierung unangenehm berühren müßte. Daher ist es besser, dies den Colonisten-Einführern zu überlassen, die nach ihrem Gutdünken direct oder indirect mit den Plantagenbesitzern unterhandeln können."

Ist dies nicht genug Aufklärung über das Loos der Colonisten, die von Privateompagnien gekapert werden?

„Unsere Militärcolonien," fährt der Minister fort, „sind noch keineswegs mit denen zu vergleichen, welche die Könige von Ungarn und Erzherzoge von Oesterreich*) gegen Pest und Einfälle der Türken errichteten, oder mit denen des alten Myrien und Bannionien, oder mit denen der Russen. Viele Länder unseres Reiches könnten seit vielen Jahren nicht bewohnt werden, wenn die Regierung nicht beschloffen hätte, Militärcolonien zur Sicherheit der Personen, welche dort wohnen wollen, zu errichten, um Personen und Eigenthum zu schützen. Das beste ist, diese Colonien aus Soldaten zu errichten, welche auch Land haben sollen, wenn

*) Os reis da Húngria e os archiduques d'Austria.

sie es bebauen wollen. So hat man Militärcolonien in den Urwäldern von Jacupe und in der Gegend von Gurupy, in der Provinz Maranhao, deren Polizei bis in die Urwälder von Turyassú sich erstreckt, wo sich die Verbrecher und entflohenen Sklaven aufhalten.“

„Wenn aber einmal,“ spricht der Minister weiter, „diese Militärcolonien gut fundirt sind, so werden sie mit ausländischen Colonisten, welche die Regierung dahin schickt, ausgefüllt, um durch sie für die Zukunft eine reine Culturcolonie zu erzielen.“

„Um die Grenzen eher mit Colonisten zu besiedeln, hat sie beschlossen, Länderreien an den Grenzen unentgeltlich abzugeben *), und zwar in der Ordnung, daß zuerst die Eingeborenen bei der Vertheilung berücksichtigt werden, nach ihnen die Portugiesen und zuletzt die Deutschen und übrigen Ausländer an der unentgeltlichen Vertheilung participiren sollen.“ Unter den übrigen Ausländern versteht die Regierung vornehmlich die Astaten (Chinesen) deren Einwanderung für den Bau des Thee's u. den Pflanzern von großem Nutzen sein wird, zumal da sie sich leichter im Norden des Reiches an die tropische Hitze gewöhnen könnten. Das Schicksal des ersten Versuches, Chinesen kommen zu lassen, haben wir schon im ersten Briefe angedeutet.

Die Anstellungen an den nördlichen Grenzen des Reiches sind oft 3—4000 Stunden von der Hauptstadt und anderen Provinzialstädten entfernt; wie wäre es möglich, daß der Colonist dort seine Producte verwerthen könnte? Abgesehen davon, daß unsere Landsleute, die man diesen Colonien einverleiben will, und sie dadurch dem Mangel an Allem, an Sicherheit und Lebensmitteln preisgibt, aufgeopfert werden, ist noch die Frage zu erörtern, ob der Nutzen der Colonisten an den Grenzen, oder in der Nähe bevöl-

*) „Corr. merc.“, 9. Oct. Senatsitzung 1854.

ferter Städte für den Staat großer ist? Die in der Nähe der letztgenannten verpflanzten Colonisten können mehr produciren als in den Urwäldern, wo sie in größter Armut, leben müssen. Derjenige, der ein Capital von Belange besitzt, wird ohnehin, und wenn er noch dazu Ausländer ist, sich gar nicht bestimmen lassen, an den Grenzen sich zu etabliren, und der kleine Capitalien Besizende wird zu seinem Leide bald fühlen müssen, was es heißt, einen Urwald culturfähig zu machen. Es gibt in den meisten Provinzen Brasiliens keine Straßen, keine Canäle noch Brücken noch schiffbare und zur Schifffahrt correctiorire Flüsse. Selbst nur einen mangelhaften Communicationsweg zur Ableitung ihrer mühsam errungenen Producte dort zu errichten, fordert große Kosten und Entbehrung. Warum schickt denn die brasilianische Regierung ihre eigenen Bürger, welche durch den Verfall ihres Ackerlandes verborben und im Elend sind, und deren es viele gibt, nicht dahin, und überbürdet dieses Geschäft den mit den inneren Verhältnissen des Reiches überdies unbekanntem neu angekommenen Ausländern? Ist dies nicht Beweis genug, daß man das Ausland nur dazu zu benützen sucht, den brasilianischen Boden nur zum Vortheile der dortigen Einwohner und namentlich der Plantagenbesitzer zu cultiviren? Wäre es nicht besser, denselben den Grund und Boden zur weiteren Cultur zu überlassen, der von den Pflanzern schon einmal abgeärrtet verlassen wurde? Die Pflanzern ziehen ja nur den größten Nutzen aus dem Anbau neuen Urlandes. Wenn er solches bebaut, hat er immer einen Nutzen von 80—100 pCt., bepflanzt er aber ein schon angebautes und öfter abgeärrtetes Land mit Kaffeebäumen, Zuckerrohr, Reis u., so zieht er nicht mehr als 20—30 pCt. Nutzen daraus.

Das Gesetz über die Ländertheilung hat sich nun seit 1854 im Allgemeinen folgender Weise gestaltet *). Die Regierung er-

*) „Corr. merc.“, 9. Oct. 1854. Bericht in der Senatsitzung.

richtete eine Generaladministration der öffentlichen Ländereien, ernannte in jeder Provinz eine Unterbehörde, welche sämmtlich unter dem Ministerium des Innern stehen, von welcher Centralstelle die Hauptleitung ausgeht und nach welcher sich die Präsidenten der Provinz zu richten haben. Der Verkauf der Ländereien steht der Administration zu, welche die Art, Weise, Zeit und Ort des Verkaufes bestimmt. Die vermessenen Ländereien dürfen nur gegen baar Geld verkauft werden, und ist die Schenkung derselben, mit Ausnahmen der Ländereien an den äußersten Grenzen des Reiches, und da nur in einem Umfange von 10 Stunden, — verboten. In diesem Gesetze wurde aber auch für die Achtung der von Privaten erworbenen Besitzungen Vorsorge getroffen.

Der Artikel 18 dieses Gesetzes scheint aber sehr geheim gehalten zu werden. Dieser Artikel namentlich stellt den Zweck der Regierung, die sich darin vorbehalten hat, auf Kosten der Staatscasse eine gewisse Anzahl Colonisten kommen zu lassen, klar vor Augen. Die Gründe sind folgende *): 1. Damit dieselben auf eine bestimmte Zeit in den Ackerbau=Establishments verwendet, 2) auf dieselbe Art den Arbeiten der öffentlichen Administration zugetheilt und 3) zur Formirung von Colonien an ergiebigen Plätzen verwendet werden können.

Man sieht daraus leicht ein, daß, was den ersten Punkt anbelangt, diese Colonisten bestimmt sind, den Mangel an Sklavenarbeit zu ersetzen; dies würde nicht allein zu vielen Unannehmlichkeiten der Regierung mit den Plantagenbesitzern führen, sondern es würden sich auch die Colonisten, welche höheren Lohn als die Sklaven verlangen, sich an die Kasse der Regierung, welche sie gerufen, halten; sie würden auch den Schutz der Regierung für ihr künftiges Wohl beanspruchen. Deswegen hat die bra-

*) „Gorr. merc.“, 9. Oct. 1854. Rede des Ministers Luiz Pedreira im Senate.

illiantische Regierung sich wohlweislich gehütet, eine bestimmte Regel für diesen Artikel 18 zu stipuliren. Ebenso stellt sie kein bestimmtes Reglement fest in Betreff der directen Einführung ausländischer Handwerker, welche zu den öffentlichen Arbeiten verwendet werden sollen, und stellte dies der Administration der öffentlichen Arbeiten anheim, im Nothfalle solche kommen zu lassen.

Eine uns bekannte Persönlichkeit, der frühere Minister Senator Vergueiro, dem wir im vollsten Maße Hochachtung zollen und der in Brasilien hohes Ansehen genießt, hat den ersten Impuls zur Colonisation, die von Privaten geleitet wird, gegeben, und machte die ersten Versuche mit Anstiedlung von Colonisten auf seinen ausgebreiteten großen Besitzungen der Provinz St. Paul. Derselbe wurde von der Regierung in seinen Bemühungen nicht viel unterstützt. Wie konnte ihm auch die Regierung Unterstützung in größerem Maße angedeihen lassen, da er sich nicht scheut, alle ihre Mängel und Fehler offen zu legen und sie zur Wachsamkeit und Rechtlichkeit zu ermahnen? Wir lassen diese in Colonisations-Angelegenheiten beinahe einzige Person von gesundem und rechtllichem Urtheile in der Hauptstadt hier selbst sprechen, und sind überzeugt, keinen weiteren Beweis für unsere Ansichten über die Auswanderung nach Brasilien und Colonisation daselbst belbringen zu müssen. Er sagte in einer Senatsitzung, August 1853, unter Anderem Folgendes: *)

„Ich halte es für Unrecht, die eingewanderten Ausländer in unserem Lande zurückzusetzen; wenn wir daher erst unser eigenes Volk glücklich gemacht haben, werden Ausländer zu uns sich herangezogen fühlen. Eine traurige Erfahrung hat mich überzeugt, daß meine ersten Ideen der Moralisirung Brasiliens in Nichts zerronnen sind. Die einzige Basis unserer Civilisation ist ja nur die Hebung der Moralität. Ich habe versucht, ein gutes Beispiel

*) „Cor. merc.“, 26. Aug. 1853.

zur Gründung von Colonien zu geben und den Anfang dazu gemacht. Wohl wissend, daß der Landbauer mehr mit eigenen Augen, als mit der Vernunft studirt, suchte ich freie Arbeiter für die Agricultur im Großen zu gewinnen. Dieser erste Versuch mißglückte, weil in unserem Lande die Geseze nicht respectirt werden und das Privateigenthum unsicher ist. Um die allgemeine Immigration einzuführen, ist vor Allem nothwendig, sie ernähren zu können. Man zeige zuerst Deutschland, wo die Hauptauswanderung existirt, daß man die Colonisten sicher vor allen obigen Mängeln stellen kann. Ich spreche nicht mehr von der Moralität, denn diese ist in der Wildniß Brasiliens, Gerechtigkeit existirt nicht bei uns, und was existirt, will ich nicht sagen. Wenn von Naturalisation der Colonisten die Rede ist, gebe ich es zu, daß Diejenigen, die es werden wollen, naturalisirt werden sollen; aber Derjenige auf meiner Colonie, der naturalisirt sein will, wird anderen Tages entlassen; denn er wird durch die Wahlstimmen verführt. Ich will bloß Ausländer haben, denen ich beim Eintritte in meine Colonie gleich die Gründe auseinandersetze, warum ich gegen die Naturalisation gestimmt bin. Was noch Werth auf meiner Colonie hat, ist, daß die Colonisten keine brasilian. Bürger sind, daher sind sie aus der Sphäre der Polizei. Aber auf welche Weise könnte man auch das Land moralisiren, wenn die Administrationen und Gerichte auf's Höchste demoralisirt sind? Und dies geht von unten bis oben hinauf. Die vervielfältigten Verbrechen und Mordthaten beslecken die Uniform des Ministers."

„Daher überzeugen Sie sich,“ spricht Berguetro weiter zu den Senatoren, „erst von der Immoralität, und suchen Sie deren Quelle auf. Und wenn die Regierung nicht selbst die Quelle sein will, so kann die Ueberhäufung der Verbrechen bei den Volkswahlen ihr den Beweis liefern; solche Verbrechen werden von ihr als politische Tugenden gepriesen. Die Regierung, die

um ihre Existenz besorgt ist, unterhält solche Verbrechen, um zu den Wahlen zu gelangen.

„Hinsichtlich der Colonisationsmethode ist meiner Erfahrung nach diejenige die beste, nach welcher die Colonisten unterhalten werden. (Dem Colonisten wird ein bestimmter Antheil an den Bodenfrüchten als Lohn für seine Bemühungen übergeben.) Es ist nothwendig, das Land, das schon bebaut und bewohnt war, wieder zu bevölkern. Der Flächenraum der Provinz St. Paul wird auf 12,000 Q.-M. gerechnet und der dritte Theil davon ist unbevölkert und unbebaut und können auf die Q.-M. in den bevölkerten Flächen nur 40 Personen gerechnet werden. Daher ziehe ich vor, Familien einzuführen, welche die Population und Race des Reiches vermehren, und den Abgang an Sklaven ersetzen; denn Chinesen und Malaien kommen zu lassen, ist unvortheilhaft. Wir müssen durch das System der zu unterhaltenden Colonisation den Colonisten Gelegenheit geben, wenn sie ihre Schuld abgetragen haben und etwas besitzen, sich selbstständig etabliren zu können.“

„Dazu ist aber nöthig“, sagt Senator Verguelro in einem öffentlichen Anschreiben aus Ibicaba vom 16. Jan. 1854*), neben den gerügten Mängeln der Regierung, daß Gerechtigkeit ausgeübt, der Ausländer geachtet und in seinem Eigenthum gesichert, die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten regulirt, die Amtsgewalt der Polizei festgesetzt, moralische Instructionen gegeben, der Schulunterricht aufgebessert, Passagegelder, wenigstens für Kinder unter 12 Jahren, von der Regierung bezahlt und Communicationswege sowohl zu Wasser als zu Land hergestellt werden.“**)

*) „Cor. merc.“, 18. März 1854.

**) Nach Reybaud, S. 112, hat die Regierung mit den Compagnien viele derartige Verpflichtungen eingegangen. Unsere langjährigen Erfahrungen aber geben dem großen Zweifel über deren Erfüllung Raum.

Schließlich wollen wir noch eine kleine Uebersicht über die meisten Colonien Brasiliens geben.

1. Colonie Bergueiro. Im Jahre 1840 hatte der Senator Bergueiro 90 portugies. Colonisten eingeführt, die er auf seiner Fazenda Ibicaba vertheilte, welche aber in kurzer Zeit sich aufrieben. Die kais. Regierung beschloß hierauf von der Insel Madeira Colonisten für die Agricultur kommen zu lassen, die dem Präsidenten der Provinz St. Paul zur Vertheilung, namentlich dem Senator Bergueiro angeboten wurden. Im Jahre 1847 ließ die Compagnie Bergueiro 423 deutsche Colonisten auf Rechnung der kaiserlichen Regierung kommen, für deren Transportkosten ic. das Haus Bergueiro gut stand. Diese Colonisten wurden mit dem Reste der Portugiesen im Juli 1847 im Municipium von Limeira angesiedelt und die Colonie kam zeitweise bis auf 900 Individuen, von denen im Jahre 1854—55 noch 671 übrig blieben. Die übrigen etablierten sich nach Beendigung ihres Engagements.

2. Colonie Duedas. Sie wurde 1852 errichtet mit 9 Familien, besteht jetzt aus 16 Familien.

3. Colonie St. Laurenzo. Errichtet 1852 mit 22 Familien, besteht heute aus 56 Familien. Diese Colonie lebt in großer Uneinigkeit mit ihrem Besitzer und Director.

4. Colonie Quatroz. Errichtet 1852 mit 169 Personen, besteht jetzt aus 177 Personen.

5. Colonie Boa-Vista. Errichtet im Jahre 1842 mit 90 Personen, hat heute 128 Personen.

6. Colonie Bery, Morro Grande; Carumbatahy, Antonio, Soaquim, Jose, Lagóa sämmtlich in den Jahren 1852—54 gegründet, zählen einzelne bis gegen 80 Personen.

7. Colonie Leopoldina. Wurde errichtet i. J. 1818 im Municipium vom Rio Peruhype. Diese kann nicht für eine reguläre Colonie angesehen werden, denn die Agricultur wird dort meistens von Sklaven versehen. 1851 bestand diese Colonie aus 43 Kaffeeplantagen, deren

Eigenthümer verschiedenen Nationen angehören, als: Brasilianer, Schweizer, Preußen, Hannoveraner u., im Ganzen 65 Personen; dazu 25 Freie und 1243 Sklaven. Die Kaffeepflanzungen dort sind mit 2,358,000 Kaffeebäumen bepflanzt.

8. Colonie St. Jorge dos Ilhéos. Im Jahre 1822 kamen bei der Stadt St. Jorge dos Ilhéos eine Anzahl Deutsche an, welche aus 21 Familien (161 Personen) bestanden; der größte Theil derselben bestand aus fleißigen Leuten, die Werkzeuge und einiges Geld mitgebracht hatten. Da man aber die nöthigen Vorkehrungen zu ihrer Aufnahme noch nicht getroffen hatte und die Stadt von portugiesischen Truppen besetzt war, sahen sich diese Colonisten ihrer Habseligkeiten bald beraubt, verließen diese Colonie und wendeten sich nach der Stadt Ilhéos, wo der größte Theil verschiedenen Krankheiten zum Opfer fiel. Die Municipal-kammer nahm Antheil an diesem traurigen Zustand und wendete sich an den Kaiser und die Regierung, welche ihnen 4000 Thlr. auf 2 Jahre bewilligte, wovon jedes Individuum täglich 170 Reis (1000 Reis = 3 Franken), jeder Chef 300 Reis für das erste Jahr und im zweiten die Hälfte erhielt. Dadurch wurde der Ueberrest von der Hungersnoth befreit. Die heutige Anzahl derselben ist sehr klein.

9. Die Colonien Rio da Salsa und de Mucury kamen trotz der Anwendung materieller Opfer von Seite der Regierung in Verfall.

10. Colonie St. Cruz. Obschon dieselbe eine ungünstige climatische Lage besitzt, prosperirt sie doch und hat 692 Personen. Schade, daß dort keine Schule und Kirche errichtet ist.

11. Colonie Petropolis. Dieselbe gedeiht nicht gut.

N a c h s c h r i f t .

Soeben erhalten wir aus Rio de Janeiro die Nachricht, daß die brasilianische Regierung zum Zwecke der Colonisation 18 Millionen Fr. (6 Mill. Thlr.) votirt und mit einer Gesellschaft et-

nen Vertrag abgeschlossen habe, nach welchem Letztere sich verpflichten müßte, binnen 5 Jahren 50,000 Auswanderer einzuführen. Die Gesellschaft erhält zinsfreie Ueberlassung von 3 Mill. Fr. auf 5 Jahre und Zahlung von 150 Fr. für jeden Einwanderer, wovon $\frac{2}{5}$ der Gesellschaft und $\frac{3}{5}$ dem Auswanderer eingehändigt werden.

Es ist wohl der Mühe werth, diesen Vertrag etwas näher zu beleuchten und darzulegen, was ein solcher Auswanderer zu erwarten hat.

Der Gewinn obiger Gesellschaft bei diesem Geschäfte ist ein ungeheurer. Für jeden Eingeführten erhält sie $\frac{2}{5}$ von 150 Fr. = 60 Fr., macht nach 5 Jahren für 50,000 Einwanderer die Summe von 3 Mill. Fr. Rechnen wir den Zins der 3 Mill. Fr., welche sie von der Regierung unverzinstlich auf 3 Jahre erhält, hinzu, so macht dies zu 5 pCt. auf 750,000 Fr. gerechnet, die artige Summe von 3,750,000 Fr. Ziehen wir die Ausgaben von Verköstigung u. der Auswanderer zu 1,200,000 Fr. angenommen ab, so bleiben der Gesellschaft 2,550,000 Fr.

Der arme Auswanderer erhält aber per Kopf 30 Thlr. = 90 Fr. von der Regierung und mit diesem Gelde versehen, soll er sich in Brasilien etabliren. Nun sagt Reybaud S. 116 selbst: Colonisten, welche 175 Mikreis = 525 Fr. besitzen, können ein Loos von 226 Acres kaufen. Wir setzen den Fall, es wandern aus Deutschland Ackerbau-Arbeiter hinüber, welche 525 Fr. = 245 fl. baares Geld mit hinüberbringen und sich dafür diese 226 Acres oder auch nur die Hälfte für 122 fl. kaufen, wie könnten sie im Stande sein, ohne Anschaffung von Werkzeugen, die man zur Urbarmachung des Bodens nöthig hat, und die große Summen verschlingen, zu existiren? und wenn auch, wie wäre es ihnen möglich, ein oder zwei Jahre warten zu können, bis die Fruchtbarkeit des Bodens ihre Mühe theilweise entschädigt?

Wir reden hier nicht von großen Capitalienbesitzern, denn diese

könnten, wenn sie die Auswanderungslust beherrschte, leichter und sicherer in Nord-Amerika ihren Wohnsitz aufschlagen, sondern wollen unsere Bedenken dem Klein-Begüterten zur Ansicht empfehlen. Diesem Letzteren bietet der Vertrag gar nichts Vortheilhaftes, außer er müßte zufrieden genug sein, mit den Erträgen eines Bodens von 4—6 Acres Größe sich zu unterhalten. Der Zweck dieses Vertrags ist kein anderer, als den armen Deutschen den Händen der begüterten Plantagenbesitzer zu übergeben, bei denen sie genöthigt sind, den Mangel an Sklaven zu ersetzen, d. h. auf den Plantagen deren Arbeiten zu verrichten. Eine selbstständige Etablierung wird ihnen nach vielen Jahren kaum möglich werden, und der schöne Traum von Begüterung und Selbstständigkeit der Einwanderer in Brasilien, der von vielen Schwärmern, die nebenbei gute Geschäfte mit Menschenfleisch machen, ausgemalt wird, in den grellsten Farben sich realisiren.



THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

1982

OCT 29 1982 ILL

73707265

REC'D OCT 31



